



WILA
Arbeitsmarkt



Perspektiven für Geisteswissenschaftler/innen

1

Perspektiven für Geisteswissenschaftler/innen

Wissenschaftsladen Bonn e.V. (Hrsg.)

- 1 -

Zum Inhalt

Arbeiten in Stiftungen

Die Arbeitsmöglichkeiten in Stiftungen sind so vielfältig wie die Stiftungslandschaft selbst. Was man mitbringen sollte: Herzblut für den Stiftungszweck und ein Faible für administrative Tätigkeiten. / Janna Degener

Fundraiser gesucht

Wer möchte nicht einen Job mit Sinn? Im gemeinnützigen Sektor stehen die Jobchancen für Fundraiser mit Erfahrung sehr gut. / Sarah Kröger

Doch noch Lehrer werden?

in Quereinstieg in den Schulberuf klingt nach einer reizvollen Alternative. Aber die Chancen sind je nach Fach und Bundesland sehr unterschiedlich. / Annika Schneider

Soziale Arbeit in Behörden

Wer Sozialpädagogik oder Soziale Arbeit studiert, hat gute Chancen, im Öffentlichen Dienst zu landen: Ein Sechstel aller Absolventinnen und Absolventen arbeitet in Behörden. Dort unterstützen die Fachkräfte Wohnungslose oder helfen bei der Arbeitssuche. / Janna Degener

Einstieg in die Museumsarbeit

Viele Geisteswissenschaftler/innen träumen davon, eines Tages im Museum zu arbeiten. Doch der Weg dorthin ist lang. Er setzt ein Volontariat voraus und der Wunsch nach einem unbefristeten Vertrag ist schwierig. / Birte Schmidt

Mit Geisteswissenschaften ins Verlagswesen

Eine Arbeit im Lektorat ist nicht die einzige Tätigkeit in Buchverlagen, in denen Absolvent/innen der Geisteswissenschaft sich einbringen können. Sondierte man Stellenanzeigen aus dem Verlagswesen, ist man von der Palette der Möglichkeiten überrascht. / Jürgen Gauert

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

wer Geistes- oder Sozialwissenschaft studiert hat, hat bei der Arbeitssuche ein besonderes Problem. Ob Politikwissenschaft, Pädagogik oder Anglistik: Spezifische Stellenausschreibungen sind für diese Fächer selten.

Die Redaktion des WILA Arbeitsmarkt kennt diese Problematik schon lange. Wir haben in den vergangenen Jahren viel Expertenwissen rund um den Jobeinstieg mit Studienabschluss gesammelt. Akademikerinnen und Akademiker unterstützen wir mit unseren Infodiensten, in denen wir jede Woche Hunderte ausgewählte Stellenanzeigen zusammenfassen. Die Hefte enthalten außerdem ausführliche Artikel rund um Berufsfelder, Karrierechancen und Bewerbungsfragen.

Unser Archiv ist so zu einem wertvollen Fundus geworden für alle, die im Bereich Bildung, Kultur und Sozialwesen eine Arbeit suchen. Viele Artikel haben unsere Leserinnen und Leser beruflich weitergebracht und für so manches Aha-Erlebnis gesorgt. Zu schade, diese Texte auf unserer Festplatte schlummern zu lassen!

In diesem E-Book präsentieren wir deshalb eine Auswahl von Hintergrundartikeln. Es geht zum Beispiel um die Arbeit in Stiftungen und Verlagen, den Quereinstieg ins Lehramt, die Soziale Arbeit in Behörden und die Karrierechancen im Fundraising. Und wenn Sie nach dem Lesen Lust haben, wöchentlich von uns zu hören, freuen wir uns, wenn Sie unsere Zeitschrift abonnieren. Infos dazu gibt es am Ende dieses E-Books.

Alles Gute auf Ihrem weiteren Weg wünscht

Annika Schneider

Leitende Redakteurin

Arbeiten in Stiftungen

Autorin: Janna Degener

Die Arbeitsmöglichkeiten in Stiftungen sind so vielfältig wie die Stiftungslandschaft selbst. Was man mitbringen sollte: Herzblut für den Stiftungszweck und ein Faible für administrative Tätigkeiten.

Einige sind mehrere hundert Jahre, andere erst wenige Wochen alt. Manche beschäftigen mehrere hundert hauptamtliche Mitarbeiter/innen, andere nur einen ehrenamtlichen Vorstand. Einige fördern den Schutz der Wildtiere, andere organisieren Projekte für benachteiligte Jugendliche. Allen Stiftungen ist aber gemein, dass sie für einen Zweck arbeiten: Die Identifikation mit den Zielen der Stifter ist das A und O der Mitarbeit. Deshalb wird von allen Kolleg/innen ein besonderes persönliches Engagement erwartet. „Mein Job erfordert hohe Einsatzbereitschaft und großes Engagement“, sagt etwa Daphne Lipp, die bei der Stiftung Polytechnische Gesellschaft Frankfurt am Main als Bereichsleiterin Fördermanagement und Antragswesen tätig ist. Und Claire Tranter, Referentin Wildflüsse und Naturschutz Alpen beim WWF Deutschland meint: „Man sollte sich darauf einstellen, dass die Arbeit in einer Stiftung mehr Herzblut und persönliches Engagement erfordert, als dies etwa bei privaten Arbeitgebern oder im öffentlichen Sektor der Fall ist. Das gehört einfach dazu, weil alle ein gemeinsames Ziel haben.“ Tranter hat selbst zuvor Arbeitserfahrungen in einem privaten Planungsbüro und im öffentlichen Dienst gesammelt. „Im Vergleich zu Mitarbeitern einer öffentlichen Verwaltung haben Stiftungsmitarbeiter zum Beispiel einen eher unregelmäßigeren Arbeitsalltag. Das fordert zwar, kann aber auch viel Spaß machen.“ Ein weiterer Vorteil an der Arbeit in einer NGO sei, dass man sich bestimmten Zielen wirklich voll und ganz hingeben darf: „In einer Behörde spielen auch hauspolitische Dinge eine Rolle, und in der Privatwirtschaft begleitet die landschaftspflegerische Planung ein anderes Ereignis, einen Eingriff, bei dem in der Regel etwas kaputt gemacht wird. In der Stiftung ist der Naturschutz dagegen Selbstzweck, man darf Dinge ohne Anlass anstoßen und weiterbringen.“

Auch Stephan Schmuck, Mitarbeiter der Stiftung Paretz in Brandenburg, betreibt seine Arbeit mit viel Enthusiasmus und persönlichem Engagement: „Wie in vielen anderen Jobs auch ist es sehr wichtig, dass man aus einer intrinsischen Motivation heraus arbeitet. Man muss eine innere Begeisterung für die Arbeit der Stiftung haben.“ Im Fall von Stephan Schmuck leitet sich diese Motivation auch aus der eigenen Biographie ab: „Ich komme ursprünglich aus der Region um Paretz, habe den Ort aber als Jugendlicher verlassen. Durch die Arbeit in der Stiftung habe ich jetzt die Möglichkeit, meine eigenen Kindheitsideen umzusetzen und dem Ort gleichzeitig auch etwas zurückzugeben, was ich selbst bekommen habe, indem ich interne und externe Impulse auffange und verwirkliche.“ So unterstützt er die Umsetzung eines Spielplatzes, den er sich als Kind selbst gewünscht habe, und er versucht auch Jugendlichen Möglichkeiten zu geben, sich selbst zu verwirklichen und eigene Ideen umzusetzen, was ihm selbst damals gefehlt hat. Wichtig findet Schmuck auch, dass er die Ergebnisse seiner Arbeit sieht und Anerkennung dafür bekommt. „Meine Tätigkeiten unterscheiden sich kaum von denen, die ich vorher im akademischen Bereich wahrgenommen habe: Ich entwickle gemeinsam mit anderen Menschen Projekte und habe dabei große Gestaltungsmöglichkeiten. Ein Vorteil gegenüber dem akademischen Betrieb ist aber, dass man auch sieht, was man geschafft hat. Bei einem wissenschaftlichen Artikel weiß man, dass ihn vielleicht nur zwei oder drei Leute lesen werden, hier hat man ein sichtbares Ergebnis: Die Menschen wenden sich mit ihren Sorgen und Problemen an uns und wir können ihnen ein Stück weiterhelfen. Das erfüllt mich mit Stolz, das finde ich toll.“

Eva Dohlus, Referentin im Projektcontrolling bei der Robert Bosch Stiftung, sieht das ähnlich. „Dieses Gefühl, seine Arbeitskraft einem guten Zweck zu widmen, also etwas Sinnvolles und möglichst auch Nachhaltiges zu tun, einen echten Mehrwert zu schaffen, das ist ausschlaggebend für mich und alle meine Kollegen. Ob man Rechnungen kontrolliert, gute Einladungsverteiler erstellt oder als Mitarbeiter der Projektarbeit herausfindet, welche Entwicklung es in bestimmten Themengebieten gibt und wo wir diese Entwicklungen positiv begleiten können – jeder Mitarbeiter trägt mit seiner Aufgabe hier in der Stiftung dazu bei, dass gesellschaftliche Entwicklungen angestoßen und unterstützt werden.“ Allein die Zusammenarbeit mit den engagierten Kollegen mache ihre Tätigkeit zu einem Traumjob. „Es ist ein tolles Umfeld, weil alle Kollegen Überzeugungstäter sind und auch privat interessante Dinge machen. Manche betreuen am Wochenende ehrenamtlich Menschen in Altenheimen, andere engagieren sich als Fußballtrainer und wieder andere stellen nebenher Filmfestivals auf die Beine.“

Etwas bewirken

Obwohl gemeinnützig und nicht-kommerziell sind viele Stiftungen sehr unternehmensnah, was sich auch in der Arbeitsweise niederschlägt. Roman Weigand, Leiter der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit bei der Herbert Quandt-Stiftung, hat das angenehm überrascht: „Wir arbeiten nicht einfach wohlmeinend vor uns hin, sondern wollen mit großem Ehrgeiz etwas auf die Beine stellen. Wir evaluieren unsere Arbeit regelmäßig und denken strategisch: Wo kann ich was bewirken? Wo sind andere Akteure schon tätig? Dieses unternehmerische Denken wird von jedem Mitarbeiter erwartet und ist typisch für die Branche. Auch wenn es nicht um Geld geht, arbeitet man also sehr ergebnisorientiert. Und das macht Spaß!“

Was man trotz der Begeisterung für die Inhalte auch nicht unterschätzen sollte: Mitarbeiter/innen von Stiftungen haben immer auch mit administrativen Tätigkeiten zu tun und verbringen einen beträchtlichen Teil der Arbeitszeit damit, Förderanträge zu schreiben oder zu beurteilen, Veranstaltungen zu organisieren, Datenbanken zu pflegen, Berichte und Präsentationen zu erstellen, Verträge auszustellen, Rechnungen zu prüfen und so weiter. Dohlus von der Robert Bosch Stiftung erklärt das so: „Wer sich ein Fußballspiel oder einen Konzertauftritt ansieht, merkt natürlich nicht, wie viel Verwaltungsaufwand dahintersteckt. Ähnlich ist das bei Stiftungen: Bei Außenauftritten geht es meist um Projekte und Themen. Wer die Innenperspektive noch nicht kennt, unterschätzt dadurch häufig die administrative Komponente. Wir in der Robert Bosch Stiftung zum Beispiel achten extrem darauf, dass Fördergelder effektiv und effizient eingesetzt werden, damit wir möglichst viele Projekte umsetzen können. Dafür muss man Budgets planen und Arbeitsabläufe prüfen.“ Die Projektmitarbeiter/innen beschäftigen sich zwar vor allem mit den Inhalten, aber nicht ausschließlich. Wenn etwa ein Projekt geplant wird, verschaffen sie sich einen Überblick über das Themenfeld, um sich dann zu überlegen, welche gesellschaftlichen Entwicklungen angestoßen werden sollen oder wie man bestehende gesellschaftliche Entwicklungen unterstützen kann, wie man das am besten macht, welche Instrumente man dafür braucht und welche Plattformen man schaffen möchte, welche Veranstaltungen man durchführen muss usw. Bei der Planung und Durchführung geht es dann aber auch immer darum, das Budget im Blick zu haben, die Verträge zu erstellen, die externen und internen Rahmenbedingungen einzuhalten und Zuständigkeiten zu klären.

Die Mitarbeiter/innen der Verwaltung wiederum unterstützen ihre Kolleg/innen aus der Projektarbeit bei der professionellen Arbeit. Für Dohlus bedeutet das konkret: „Ich berate meine Kollegen in allen Fragen, die im Projektverlauf auf sie zukommen können – von der Wahl des geeigneten Förderinstruments über die Erstellung der Verträge für Dienstleister bis hin zu rechtlichen und steuerlichen Rahmenbedingungen. Außerdem prüfe ich alle internen und externen Projekte in Bezug auf die administrativen Aspekte, bevor sie zur Genehmigung an die Geschäftsführung oder an das Kuratorium gehen. Dafür muss ich zum Beispiel wissen, wer was genehmigt, wie viel ein Catering bei einer Veranstaltung kosten darf und wie eine B Bescheinigung der Gemeinnützigkeit in Deutschland und in den USA aussieht. Zur professionellen Arbeit gehört auch, dass man flexibel reagieren kann, wenn Projekte sich anders entwickeln, als man das im Vorhinein erwartet hat.“

Auch bei Daphne Lipp liegt der Fokus der Arbeit auf der Organisation: „Wenn Vereine, Museen oder andere gemeinnützige Institutionen sich bei uns um Fördermittel bewerben, begleite ich sie im Auswahl- und Förderprozess. Ich recherchiere aber auch über die jeweiligen Träger und Projekte und prüfe, welche anderen Institutionen in Frankfurt in einem ähnlichen Feld tätig sind, hole gegebenenfalls eine Expertise von außen ein. Auf dieser Basis stelle ich die Projekte dann auf den Sitzungen der Stiftung vor, damit der Vorstand seine Förderentscheidung treffen kann.“ Dabei bleibt es nicht. „Wenn die Projekte laufen, fahre ich hin, um mir die Prozesse anzusehen. Ich kümmere mich aber auch um die Öffentlichkeitsarbeit. Bei Veranstaltungen halte ich Grußworte und bei Pressekonferenzen erkläre ich, warum wir bestimmte Projekte unterstützen. Zum Projektabschluss muss ich Berichte anfordern und mir eventuell auch die Abrechnung ansehen. Dazu kommt dann noch eine Reihe von Zusatzprojekten mit operativem Charakter: Ich bereite zum Beispiel gerade einen Gesprächskreis zum Thema Europa vor und organisiere bestimmte Zusatzevents für einzelne Förderprojekte.“

Vielseitiger Arbeitsalltag

Nicht nur die Stiftungslandschaft in Deutschland ist vielfältig, sondern auch die Bandbreite an Positionen und Aufgabenfeldern und die einzelnen Arbeitstage der Mitarbeiter/innen. Dirk Schmittchen zum Beispiel, der als Referent im Studienförderwerk Klaus Murmann der Stiftung der Deutschen Wirtschaft tätig ist, hat einen sehr abwechslungsreichen Arbeitsalltag. „Ich betreue sämtliche stipendiatischen Netzwerke, die es in der Stiftung gibt. Das ist ein sehr

umfangreiches Arbeitsfeld. Ich telefoniere regelmäßig mit einzelnen der 120 Stipendiaten, die ich betreue. Und ich nehme auch mindestens zweimal im Jahr an Gruppentreffen vor Ort teil. Außerdem organisiere ich ein Seminarprogramm für die Stipendiaten der Stiftung, begleite gegebenenfalls auch Partner administrativ und bin vor Ort in der Regel bei den Seminaren selbst dabei. Zudem pflege ich die Kontakte mit unseren Vertrauensdozenten und ich begleite seitens der Geschäftsstelle der Stiftung einmal im Jahr ein Treffen aller Stipendiatengruppen, an dem ich auch selbst teilnehme. Schließlich betreue ich den Stipendienrat, das ist so etwas wie der AStA an einer Hochschule.“

Auch Anna-Maria Bodmer, Geschäftsführerin der Stiftung Fairchance in Berlin, beschreibt ihren Arbeitsalltag vor allem als vielfältig: „Als Geschäftsführerin der Stiftung bin ich Ansprechpartnerin für alle Fragen rund um die Stiftung und für unser größtes Projekt, das Sprachförderprojekt MITsprache in Berlin-Gesundbrunnen. Innerhalb dieses Projekts gibt es sprachwissenschaftliche und pädagogische Mitarbeiter, für alles andere bin ich zuständig: Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, Fundraising und Mittelbeschaffung, Budgetaufstellung und -überwachung, Begleitung des Projekts, Bearbeitung von Förderanträgen sowie die Erstellung der Jahresberichte. Und ebenso die Vorbereitung, Durchführung und Protokollierung der Stiftungssitzungen mit dem Vorstand und Stiftungsrat sowie Evaluation und Weiterentwicklung der eigenen Arbeit.“ Gerade diese Vielfältigkeit ist es, die ihr gut gefällt. „Ich komme mit verschiedenen Personengruppen in Kontakt und spreche mit Lehrern, Eltern und Kindern, aber – wenn es zum Beispiel um Fördermöglichkeiten geht – auch mit großen Unternehmen, Prominenten und anderen Stiftungen. Das finde ich spannend, weil damit unterschiedliche Herangehensweisen und unterschiedliche Kommunikationsformen verbunden sind. Auch der Austausch mit anderen Kollegen aus dem Stiftungsbereich ist mir wichtig. Ich bin häufig auf Veranstaltungen, zum Beispiel einmal im Jahr beim Stiftungstag, den der Bundesverband Deutscher Stiftungen organisiert. Das ist eine große Bereicherung, weil ich im Kontakt mit anderen Organisationen Impulse für meine eigene Arbeit bekomme.“ Gleichzeitig ist die große Aufgabenvielfalt für Bodmer auch die größte Herausforderung. „Der Vorstand und der Stiftungsrat treffen die strategischen und auch finanziellen Entscheidungen. Ich kann meine alltägliche Arbeit aber weitestgehend selbst gestalten und auch eigene Schwerpunkte setzen. Das bedeutet, dass ich die mittel- und langfristigen Ziele, die wir uns gesetzt haben, bei der freien Gestaltung meiner Arbeitstage im Auge haben muss. Die verschiedenen Aufgaben müssen unter einen Hut gebracht werden und immer wieder habe ich das Gefühl, dass ein bestimmter Teilbereich meiner Arbeit gerade zu kurz kommt.“

Das nötige Knowhow

Menschen, die komplette Stiftungen oder einzelne Projekte selbst aufbauen, berichten, dass sie im Arbeitsalltag vor allem Hartnäckigkeit und eine hohe Frustrationstoleranz brauchen. Mechthild Aßmann, Geschäftsführender Vorstand der Ifzw impulsstiftung in Zwickau ist ein Beispiel dafür: Gegen Ende ihres Studiums wurde sie von ihrem Onkel, einem Unternehmer in Zwickau, gefragt, ob sie bei der Gründung einer Stiftung mitwirken wolle, die das Nachfolgemodell im Unternehmen sichern sollte. Aßmann sagte zu, baute sich über Jahre ein Netzwerk auf und erwarb Schritt für Schritt das nötige Knowhow, bis die Stiftung 2009 gegründet wurde und 2010 ihr erstes Projekt aufnahm. Im Laufe des Prozesses erlitt Aßmann zwar viele Rückschläge, aber sie ließ sich nicht unterkriegen: „Anfangs arbeiteten wir zum Beispiel mit einer Beratung zusammen, wodurch wir viel gelernt haben. Nach eineinhalb intensiven Jahren hat die Zusammenarbeit aber nicht mehr funktioniert, weil die Vorstellungen einfach zu unterschiedlich waren. Ich musste die Projektarbeit größtenteils neu aufbauen, daran hatte ich ordentlich zu knapsen. Doch ich bin danach wieder aufgestanden, habe mich neu geordnet und bin mir noch einmal darüber bewusst geworden, was ich eigentlich will. Das war sehr heilsam. Nach weiteren zweieinhalb Jahren stand ich dann endlich da, wo ich schon viel früher stehen wollte. Ich brauchte einfach einen langen Atem.“

Claire Tranter, die für den WWF ein Flussprojekt in Süddeutschland betreut, berichtet von ähnlichen Erfahrungen: „Der WWF sitzt in Berlin und lässt mich vor Ort schalten und walten, wie ich es für notwendig halte. Für dieses Vertrauen bin ich sehr dankbar, zumal ich immer Rückendeckung habe, wenn etwas hakt oder wenn es zum Beispiel um Fragen der Finanzabwicklung geht. Und es macht mir auch großen Spaß, mit unterschiedlichen Menschen zusammenzuarbeiten. Von anderen Naturschutzorganisationen über die Landwirte, deren Flächen an den Fluss angrenzen, und den Gemeinderat, der einen besseren Draht zu Außenstehenden hat, bis hin zu den Technikern beim Wasserwirtschaftsamt oder der Fischerei, die einen ganz anderen Blick auf das Thema haben. Aber es ist auch eine Herausforderung, immer wieder Gleichgesinnte zu finden, sie vom eigenen Weg zu überzeugen, Allianzen zu schmieden. Als Einzelkämpfer hat man im Naturschutz einfach keine Chance. In jedem Fall braucht man aber einen langen Atem, um bestehende Denkmuster zu durchbrechen und etwas in Bewegung zu bringen. Ich sehe einen Fluss als

meine Lebensaufgabe an: Wenn ich am Ende meines Arbeitslebens bei einem einzigen Fluss etwas erreicht habe, ist das richtig gut.“

Grenzen der eigenen Arbeit

Auch andere Mitarbeiter/innen von Stiftungen machen immer wieder die Erfahrung, dass sie mit ihrer Arbeit an Grenzen stoßen. „Ich erlebe das selbst und höre es immer wieder auch von anderen: Wir machen eine sinnvolle Arbeit und stehen mit Leidenschaft dahinter, aber wir merken, dass unsere gemeinnützigen Projekte eigentlich nie ein Ende haben“, meint Anna-Maria Bodmer, die vom Verlagswesen in die Stiftungsarbeit gewechselt ist. „Wenn ein privates Unternehmen ein Projekt abgeschlossen hat, wenn also zum Beispiel ein Verlag ein Buch eingeführt hat, dann ist das Projekt für die Mitarbeiter wirklich beendet. Aber wir schließen unsere Projekte nie ab, sie laufen nur ohne uns weiter.“ Dazu kommt, dass es immer noch weitere wichtige Aufgabenfelder zu erschließen gibt: „Bei der Stiftung Fairchance machen wir zum Beispiel erfolgreiche Sprachförderung für Kinder, aber man könnte auch Ernährung und Sport miteinbeziehen, da das auch wichtige Themen sind. Je tiefer man in die Bereiche eindringt, desto mehr Baustellen sieht man, aber die zeitlichen und personellen Begrenzungen lassen es nicht zu, sich diesen Feldern auch noch zu widmen. Es kann manchmal frustrieren, dass das eigene Projekt oft nur ein Tropfen auf den heißen Stein sein kann.“

Roman Weigand von der Herbert Quandt-Stiftung sieht das ähnlich: „Ein Wermutstropfen ist, dass der Erfolg der Institution nicht automatisch zu höheren Einnahmen führt, das ist die Kehrseite des Nicht-Kommerziellen. Wenn Projekte sehr gut laufen, kann man sie nicht ohne weiteres ausbauen, weil man Geld in die Projekte steckt und kein Geld aus ihnen generiert. Man kann erfolgreiche Projekte also nicht ohne weitere Drittmittel wachsen lassen, sodass man irgendwann an seine Grenzen stößt.“

Unregelmäßige Arbeitszeiten

Die Arbeit in Stiftungen erfordert ein hohes Engagement und durch die Projektarbeit sind unregelmäßige Arbeitszeiten eher die Regel – gerade vor Deadlines, Veranstaltungen oder anderen wichtigen Terminen ist oft besonders viel zu tun. Seminare und andere Veranstaltungen finden häufig in den Abendstunden oder an Wochenenden statt, und je nach

Profil der eigenen Stelle können auch regelmäßige Dienstreisen auf der Tagesordnung stehen. Doch in vielen Fällen gibt es Gleitzeitregelungen und Ausgleichstage und die Mitarbeitenden schätzen auch die Möglichkeit, ihre Arbeit selbst zu gestalten.

Die Gehälter sind zwar in der Regel niedriger als in der freien Wirtschaft, werden aber von allen hier Porträtierten als angemessen wahrgenommen, da spendensammelnde Organisationen natürlich keine enormen Summen an Gehältern zahlen können und das Bewusstsein, für einen guten Zweck zu arbeiten, als eine zusätzliche Honorierung wahrgenommen wird.

Wege in die Stiftungsarbeit

Stiftungen sind nicht nur attraktive, sondern auch sehr begehrte Auftraggeber. Deshalb gibt es nicht so viele Stellen wie potenzielle Bewerber/innen. Neben sehr guten Abschlussnoten braucht man also zusätzliche Kompetenzen und Qualifikationen. Und auch ein Quäntchen Glück kann beim Berufseinstieg sicher nicht schaden. Zeitmanagement, Netzwerk- und Kommunikationsfähigkeiten und ein gutes Auftreten sind sicherlich in allen Feldern der Stiftungsarbeit gefragt und wie in vielen Akademikerjobs sollten Stiftungsmitarbeiter/innen auch in der Lage sein, sich schnell in Themen einzuarbeiten und komplexe Zusammenhänge zu analysieren. Welche konkreten Qualifikationen und Kompetenzen darüber hinaus gefordert sind, das hängt stark vom einzelnen Aufgabenfeld innerhalb einer Stiftung ab.

Ein Weg in die Stiftungsarbeit führt oft über ehrenamtliche Tätigkeiten, Praktika oder studentische Hilfskraftjobs, Honorarstellen, Trainees oder Volontariatsstellen in den verschiedensten Positionen und Aufgabenfeldern. Allerdings sind gerade Trainee- oder Volontariatsstellen sehr begehrt und Bewerber/innen müssen sich hier unter Umständen gegen viele Konkurrent/innen durchsetzen. Wer diesen Weg wählt, sollte sich genau überlegen, mit welchen Themen er arbeiten möchte und welche der unzähligen Stiftungen diese Richtung verfolgt. Einen Einstieg können Initiativbewerbungen bieten und man sollte auch die Stellenangebote auf den Websites der jeweiligen Stiftungen im Auge behalten. Wichtig ist es zudem, persönliche Kontakte zu knüpfen, indem man zum Beispiel Stiftungstage oder andere Veranstaltungen besucht, auf denen Stiftungen vertreten sind.

Sehr verbreitet ist aber auch der Quereinstieg in die Stiftungsarbeit. Dabei können Fachkenntnisse in bestimmten Bereichen oder auch Erfahrungen in bestimmten Tätigkeitsfeldern ein guter Anknüpfungspunkt sein. „Die Stiftungswelt ist insgesamt offen für die verschiedensten Qualifikationen: Mit einem Diplom in Biologie kann man beispielsweise ins Projektmanagement einer Umweltstiftung einsteigen und es gibt ebenso Bedarf an Geistes- oder Sozialwissenschaftlern mit den unterschiedlichsten Abschlüssen“, meint Bodmer. Und Weigand betont: „Viele Bewerber wollen direkt in die Stiftungswelt einsteigen. Dabei kann man auch in anderen Institutionen nützliche Erfahrungen sammeln. Gesellschaftspolitisch oder gemeinnützig ausgerichtete Stellen gibt es in Verwaltung, Politik, Vereinen, anderen NGOS oder den Corporate-Social-Responsibility-Abteilungen von Unternehmen. Wer verschiedene Perspektiven kennt und interdisziplinär aufgestellt ist, wird für Stiftungen attraktiver. Deshalb kann es nicht schaden, sich zunächst breiter umzuschauen.“ In jedem Fall sollte man auch damit rechnen, dass es in Stiftungen – anders als in großen Unternehmen – keine vorgezeichneten Karrierewege gibt: Es kann durchaus passieren, dass man als Projektassistenz einsteigt und dann keine Karrieremöglichkeit beim gleichen Arbeitgeber bekommt.

:: ::

Geisteswissenschaftler als Stiftungsmitarbeiter

Interview mit Dr. Sybille Wüstemann, Leitung Pressearbeit und Veranstaltungsmanagement der Gerda Henkel Stiftung

Welche Bedeutung haben Stiftungen als potenzielle Arbeitgeber für Geisteswissenschaftler?

Stiftungen werden aufgrund ihrer Gemeinnützigkeit als sehr positiv wahrgenommen. Das macht sie auch zu attraktiven Arbeitgebern. Idealismus und der Wunsch, sich bestimmten Stiftungszwecken verstärkt widmen zu wollen, ist daher sicher für viele Hochschulabsolventen der Geisteswissenschaften ein Motiv bei der Berufswahl. Zudem versprechen Stiftungen mit eigenem Vermögen einerseits im Vergleich zu privaten Unternehmen ein hohes Maß an Konstanz, da sie ihre Fördermittel nur aus den Erträgen ihrer Vermögensverwaltung bereitstellen und ihr Kapital erhalten. Andererseits gibt es viel Raum für Neues: Die Rahmenbedingungen von Förderprogrammen können sich verändern, oder

Stiftungen wagen sich inhaltlich und geographisch auf neues Terrain. Für alle Mitarbeiter ist dies eine Chance, neue Ideen umzusetzen.

Wie schätzen Sie die Chancen im Stiftungssektor ein?

Der Bundesverband Deutscher Stiftungen hat Ende letzten Jahres über 20.000 rechtsfähige Stiftungen bürgerlichen Rechts gezählt, davon allein 638 Neugründungen für das Jahr 2013. Dennoch wirkt sich diese positive Entwicklung nicht unmittelbar auf das Stellenangebot aus: Ein Viertel der Mitarbeiter im Dritten Sektor beziehungsweise Stiftungswesen engagiert sich ehrenamtlich, und mehr als zwei Drittel der Stiftungen in Deutschland beschäftigen weniger als zehn Mitarbeiter. Auch die Gerda Henkel Stiftung, die seit 2013 weltweit knapp 1.200 laufende Projekte betreut hat, hat dies in der Geschäftsstelle in Düsseldorf mit nur 15 Mitarbeitern getan. Hinzu kommt: Wer einmal in einer Stiftung arbeitet, wechselt in der Regel selten, sodass nur wenige Stellen frei werden.

Welche Bereiche der Stiftungsarbeit sind gerade für Geisteswissenschaftler interessant?

Die Arbeitsbereiche sind vielfältig. Sie ergeben sich aus der großen Bandbreite der Stiftungszwecke. Diese reichen von Kunst und Kultur über Bildung und Erziehung bis hin zu sozialen Belangen, die übrigens mit fast 29 Prozent Abstand den größten Anteil ausmachen. Wissenschaft und Forschung werden zu immerhin gut 12 Prozent gefördert. Hochschulabsolventen, die nahe an den Themen bleiben möchten, die sie schon während Studium beschäftigt haben, sind bei diesen Stiftungen grundsätzlich gut aufgehoben. Die meisten forschungsfördernden Stiftungen engagieren sich allerdings nicht nur für die Geisteswissenschaften, sondern auch für andere Fächer. Die Gerda Henkel Stiftung ist eine Ausnahme: Wir widmen uns vor allem den Historischen Geisteswissenschaften, das heißt der Archäologie, der Kunstgeschichte, den Historischen Islamwissenschaften und allen geschichtswissenschaftlichen Teildisziplinen.

In welchen Tätigkeitsbereichen setzen Stiftungen Geisteswissenschaftler ein?

Je nach Profil und Größe einer Stiftung gibt es unterschiedliche Positionen: Da ist die Ebene der Geschäftsführung und des Vorstands. Auch Kommunikationsabteilungen und Veranstaltungsmanagement können für Geisteswissenschaftler sehr interessant sein. Vor

allem aber gibt es den großen Bereich des Projektmanagements mit Projektreferenten und -assistenten. Nehmen wir an, ein neues Förderprogramm soll aufgelegt werden: Als Projektreferent sind Sie bereits in die Konzeptionsphase eingebunden. Sie prüfen, in welcher Weise die Stiftung mit dem Programm tätig werden möchte, wie der Ausschreibungstext formuliert sein sollte, und wie man die Adressaten besonders gut erreicht. Bei der Durchführung des Programms arbeiten Sie eng mit den Stiftungsgremien zusammen und stehen in Kontakt zu den Förderpartnern. Sie beraten sie vor der Antragstellung, begleiten sie in der Projektzeit und prüfen zum Beispiel auch deren Abrechnungen. Das Tätigkeitsspektrum ist sehr vielseitig.

Welche Qualifikationen und Kompetenzen sollte man dafür mitbringen?

Ein Hochschulabschluss in einem fachnahen Gebiet ist sicher von Vorteil, und in der Geschäftsstelle der Gerda Henkel Stiftung arbeiten, bis hin zum Vorstand, tatsächlich eine Reihe von Historikerinnen und Historikern. Doch gilt bei uns der klare Grundsatz, dass es die Forscher sind, die ihre wissenschaftlichen Projekte entwickeln und umsetzen, während die Stiftung vor allem die Strukturen und Voraussetzungen schafft, um dem Stiftungszweck gerecht zu werden und den Bedürfnissen der Wissenschaftler Rechnung zu tragen. Die Stiftungsmitarbeiter benötigen also eher einen Überblick über die Forschungslandschaft als dass sie eigene Forschungsfragen verfolgen. Darüber hinaus sollte man sich mit dem Leitbild der Stiftung identifizieren und es nach innen und außen vertreten können. Es ist ebenfalls wichtig, im Team zu arbeiten, denn auch als Projektreferent werden Sie einmal eine Konferenz zu organisieren oder eine Publikation zu planen haben. Je nach Profil der Stiftung kommen weitere Faktoren hinzu: Wenn Sie in einer international tätigen Stiftung arbeiten wollen, wird es Ihnen helfen, wenn Sie Interesse an anderen Standpunkten mitbringen und gerne reisen. Und was auch wichtig ist: Man hat mit Menschen zu tun und sollte gerne in Schrift und Wort kommunizieren.

Welche Rolle spielen Spezialkenntnisse?

Spezialkenntnisse sind wertvolle Zusatzqualifikationen. Beispielsweise wird das Sonderprogramm, das die Gerda Henkel Stiftung vor einigen Jahren für den Raum Zentralasien ins Leben gerufen hat, von einem Kollegen betreut, der fließend Russisch spricht. In der Online-Kommunikation sind wiederum eher technische Qualifikationen und

das Interesse an neuen Medien gefragt. In jedem Fall sollten aber auch Geisteswissenschaftler ihre eigene Hochschulausbildung nicht unterschätzen. Wer dokumentieren kann, dass er sich während des Studiums intensiv und gut mit den Methoden und Themen des eigenen Faches beschäftigt hat, ist im Vorteil.

Welche Zugangsmöglichkeiten in die Stiftungsarbeit gibt es?

Jede Art von Erfahrung – ob freiwilliges Engagement oder Praktikum – ist hilfreich. Es lohnt sich durchaus auch, nach Stellenangeboten zu schauen, denn vor einigen Jahren haben im Rahmen einer Studie knapp 40 Prozent der befragten Stiftungen angegeben, Mitarbeiter auf diesem traditionellen Weg oder mit Hilfe von Agenturen anzusprechen. Wichtige Kontakte zu einer Stiftung können auch durch eine Zusammenarbeit in einem Projekt entstehen, das mitunter in ein Anstellungsverhältnis mündet.

- Hilfreiche Informationen zum Arbeitsmarkt in Stiftungen sowie eine Stellensuche gibt es auf der Website des Bundesverbands Deutscher Stiftungen www.stiftungen.org/jobs.

Fundraiser gesucht

Autorin: Sarah Kröger

Wer möchte nicht einen Job mit Sinn? Im gemeinnützigen Sektor stehen die Jobchancen für Fundraiser mit Erfahrung sehr gut.

Sie schreiben Spendenbriefe für Naturschutzorganisationen, konzipieren Online-Kampagnen für die Katastrophenhilfe, sitzen vor vierzigseitigen Antragsformularen für einen Medizin-Förderfonds, klappern mit der Spendendose beim Sommerfest der Grundschule oder sprechen auf einer Gala mit potenziellen Großspendern über die Unterstützung ihrer Universität: Der Alltag von Fundraisern kann sehr unterschiedlich aussehen.

Der Begriff Fundraising lässt sich mit der „Beschaffung (to raise) von Kapital (funds)“ übersetzen. Es geht im Wesentlichen darum, Geld- oder andere Ressourcen wie Sach- und Zeitspenden für gemeinnützige Zwecke zu akquirieren. Die meisten gemeinnützigen Organisationen in Deutschland haben – meist unter dem Begriff des „Spendensammelns“ – schon immer Fundraising betrieben. Doch erst seit den späten 80er Jahren entwickelte sich in Deutschland das Spendensammeln zu einem professionellen und gefragten Berufsbild, dem des Fundraisers.

Der Deutsche Fundraising Verband schätzt, dass es in Deutschland circa 3.000 professionell hauptamtlich arbeitende Fundraiser/innen gibt. Sie arbeiten in den unterschiedlichsten Bereichen im gemeinnützigen Sektor: Ob Krankenhäuser, Hochschulen, Umweltstiftungen, Kirchen, Wohlfahrtsverbände oder Menschenrechtsorganisationen – sie alle suchen regelmäßig Fundraiser/innen. Hauptamtliche Fundraiser/innen arbeiten vor allem in größeren Organisationen, die meistens eine eigene Fundraising-Abteilung haben. Daneben gibt es aber noch viele Personen in NGOs, die Fundraising neben ihrer eigentlichen beruflichen Tätigkeit betreiben. Für sie ist Fundraising eine hilfreiche Zusatzqualifikation. In kleineren Organisationen, die sich nicht immer einen eigenen Fundraiser leisten können, wird Fundraising daher oft von der Geschäftsführung oder auch von einzelnen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern übernommen. „Darüber hinaus gibt es auch Fundraising-Agenturen als Arbeitsfeld, die Fundraising als externe Dienstleistung anbieten. Auch gibt es eine ganze

Reihe von Einzelpersonen, die sich mit Fundraising selbstständig gemacht haben“, erklärt Dr. Friedrich Haunert, Experte für Fundraising und Organisationsentwicklung.

Spendengala für den guten Zweck

Nicht nur die Arbeitsfelder, sondern auch das Aufgabenspektrum ist im Fundraising sehr unterschiedlich. Anne Stalfort ist Fundraiserin bei der Initiative ArbeiterKind und schon seit vielen Jahren im Fundraising-Business aktiv. Sie erklärt: „Der Alltag eines Fundraisers hängt davon ab, ob er alleine oder im Team arbeitet.“ Bei großen Organisationen, wie zum Beispiel „Ärzte ohne Grenzen“ gebe es Personen, die sich nur um „Zeitspender“, also um ehrenamtliche Mitarbeiter, kümmern. Andere würden Mitglieder, die Mitgliedsbeiträge zahlen, informieren und betreuen; die nächsten kümmern sich ausschließlich um Erbschaften und Vermächtnisse. Solche Aufgaben erfordern oft einen juristischen Hintergrund oder ein ganz anderes Anforderungsprofil als die Ehrenamtsmanager/innen. Wiederum andere würden Spendengalas organisieren, Förderanträge an Stiftungen schreiben oder hätten sich auf Fördermittel von der Europäischen Union spezialisiert. Würden Fundraiser/innen dagegen in einem kleinen Team oder sogar alleine arbeiten, wären sie für mehrere dieser Bereiche gleichzeitig zuständig.

Anne Stalfort war relativ schnell klar, dass sie im gemeinnützigen Sektor arbeiten wollte. Sie beschäftigte sich gerne mit Zahlen und war bereits als Teenager aktive Fundraiserin – ohne ihre Tätigkeit so zu nennen. Ob sie als Sternsingerin von Tür zu Tür ging und Geld für die Kirchengemeinde sammelte oder Sammelaktionen für Solidaritätsprojekte organisierte – immer schon sammelte sie gerne Spenden. Als sie 1993 ihr Studium abschloss, war die Berufsbezeichnung Fundraiser allerdings noch kaum bekannt, Ausbildungen dazu gab es keine. Die ersten Berufsjahre war sie Literatur-Dozentin an einer Universität in Ungarn, dort schrieb sie nebenbei für die Universität Spendenbriefe an Förderinstitutionen. Später war sie dann als Geschäftsführerin bei einem Ost-West-Austauschverein tätig. Es stellte sich relativ schnell heraus, dass ihre Hauptaufgabe dort in der Finanzakquise bestand. So war sie auch ohne Fundraising-Ausbildung schon bald fast in Vollzeit als Fundraiserin tätig. Berufsbegleitend machte sie daraufhin eine zweijährige Fundraising-Fortbildung an der Fundraising Akademie Frankfurt, später folgte eine Ausbildung zur EU-Fundraiserin. Trotzdem sagt sie: „Fundraising ist keine Geheimwissenschaft, es hat viel mit Menschenkenntnis und guter Kommunikationsfähigkeit zu tun. Ich würde sagen, dass

Fundraising zu achtzig Prozent gesunden Menschenverstand und zu zwanzig Prozent spezielle Fachkenntnisse benötigt.“

Heute ist sie für das Fundraising von ArbeiterKind verantwortlich, einer gemeinnützigen Initiative für alle, die als Erste in ihrer Familie studieren. Als Fundraiserin betreut sie die vielen Einzelspender, die für ArbeiterKind spenden, bedankt sich bei ihnen, sorgt dafür, dass sie ihre Zuwendungsbestätigungen erhalten, zu Weihnachten Post bekommen und schlägt ihnen neue Spendenprojekte vor. Sie stellt zudem Anträge bei Stiftungen oder öffentlichen Fördertöpfen, schreibt bei bewilligten Fördergeldern die Abschlussberichte und kümmert sich um die korrekte Abrechnung. Der Job macht ihr viel Spaß: „Mir gefällt es, Mittel für gute Zwecke zu akquirieren. Durch Fundraising helfe ich mit, gesellschaftlich wichtige Arbeit zu ermöglichen. Das ist ein sehr gutes Gefühl.“

Kooperationen mit Geldgebern

Nandita Wegehaupt arbeitet als Projektleiterin für die Stiftung der Deutschen Wirtschaft, die mit ihren unterschiedlichen Bildungsprogrammen junge Menschen beim Einstieg in das Berufsleben unterstützt und sich für chancengerechte Bildungsübergänge engagiert. Als Projektleiterin ist sie zum einen in der operativen Programmarbeit der Stiftung tätig und macht zum anderen Fundraising für den Schülerförderbereich der Stiftung. Sie betreut Kooperationen mit Unternehmen, Stiftungen und Verbänden, auch die Kontaktpflege mit einzelnen Privatspendern und die Netzwerkarbeit gehören zu ihrem Aufgabengebiet. So schreibt sie zum Beispiel viele Briefe und führt Gespräche mit potenziellen Geldgeber/innen, die sie von den Projekten der Stiftung überzeugen möchte. Auch betreut sie zustande gekommene Kooperationen und berichtet ihnen regelmäßig über den aktuellen Stand der von ihnen finanzierten Projekte, damit diese sicher gehen können, dass ihr Geld gut investiert ist.

Die studierte Kultur- und Medienmanagerin war schon länger in unterschiedlichen Funktionen bei der Stiftung tätig, bevor sie dort auch mit dem Fundraising begann. Zuerst lief das Fundraising neben ihrer Arbeit als Projektreferentin, als sie Projektleiterin wurde, nahm es immer mehr Zeit in Anspruch. Hilfreich war für sie, dass Fundraising Teil ihres Studiums war und sie vorher schon ehrenamtlich in Vereinen und studentischen Initiativen Fundraising-Erfahrungen gesammelt hatte. Aber auch ihre beruflichen Erfahrungen in der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit waren sehr wichtig, betont sie. „Fundraising und Kommunikation sind

ganz eng miteinander verknüpft. Fundraising hat zwar eine andere Zielgruppe, die Spender statt die Presse, aber auch hier gelten die Regeln der Kommunikation, der Aufmerksamkeit und der Kontaktpflege.“

Besonders mag sie an ihrem Job, dass sie potenzielle Förderer/innen für die Projekte der Stiftung begeistern kann. Es macht ihr Spaß, andere davon zu überzeugen, dass sich die Programme auf das Leben der Jugendlichen positiv auswirken und sie mit einem finanziellen Beitrag die Zukunft und Chancen dieser jungen Menschen gestalten können. Förderlich ist dabei auch, dass sie als Projektleiterin die Projekte, für die sie wirbt, ganz nah aus der alltäglichen Arbeit kennt. So kann sie viel lebendiger Geschichten erzählen und Interessierten die Programme sehr authentisch nahe bringen. Das empfiehlt sie auch allen angehenden Fundraiser/innen. Wichtig sei, dass sie so viel wie möglich aus der operativen Arbeit ihrer Organisation erzählen könnten. „Förderer haben ein ernsthaftes Interesse an der alltäglichen Arbeit der gemeinnützigen Organisation. Sie wollen häufig nicht nur über Zahlen informiert sein, sondern auch die Geschichten der Menschen hinter den Projekten kennen lernen.“

Auf Spendersuche

Auch an deutschen Universitäten wird die Bedeutung von Fundraising immer mehr verstanden, erzählt Cornelia Kliment, die im Deutschen Hochschulverband für das Fundraising und Sponsoring verantwortlich ist und mit 25 Jahren Berufserfahrung dienstälteste Hochschulfundraiserin in Deutschland ist. Im Gegensatz zu amerikanischen Universitäten, wie zum Beispiel Harvard, die sich schon seit mehreren hundert Jahren um Spenden bemühen, fingen in Deutschland die privaten Universitäten vor 25 bis 30 Jahren mit dem Fundraising an. Bei ihnen sei Fundraising nicht nur Aufgabe der Fundraising-Abteilung, sondern auch eine wichtige Aufgabe der wissenschaftlichen Mitarbeiter und Professoren. Aber auch die öffentlichen Hochschulen müssten sich zunehmend um zusätzliche Spendengelder bemühen, zum Beispiel um Sonderforschungsprojekte durchzuführen oder um renommierte Professoren aus dem Ausland, die andere Gehaltsklassen gewöhnt sind, für die eigene Universität zu gewinnen. Heute gibt es Kliments Einschätzung nach an 30 bis 50 Prozent der universitären Einrichtungen Fundraising-Abteilungen. Je nach thematischem Schwerpunkt der Hochschule seien Fundraiser besonders gefragt, denn Geisteswissenschaften zögen nicht viele Förderer/innen an, der naturwissenschaftliche Bereich dafür umso mehr. So hätten Universitäten, die Mediziner oder Ingenieure ausbilden, wesentlich bessere Chancen,

Unterstützer/innen für sich zu gewinnen. Viele medizinische Fakultäten hätten sogar eigene Fundraising-Abteilungen, während der Rest der Fakultäten oft fachübergreifend von Fundraiser/innen betreut würde.

Hochschul-Fundraising bedeutet vor allem das Einwerben von Großspenden, zum Beispiel von einer Geldspende im sechsstelligen Bereich für einen neuen Hörsaal. Die Zielgruppe für Hochschulfundraiser/innen sind überwiegend Unternehmen, Stiftungen und Privatpersonen, es handelt sich in der Regel aber immer um Großspender/innen, also sehr vermögende Personen. „Hochschul-Fundraising ist der schönste Job der Welt, es ist wirklich spannend“, schwärmt Kliment. „Sie haben die Möglichkeit mit Großspendern, wie den Oetkers und Brenninkmeijers dieser Welt, persönlich zu sprechen und auf Augenhöhe wahrgenommen zu werden.“ Zu ihrer Arbeit gehöre vor allem eins: Mit potenziellen Spender/innen sprechen, Kontakte knüpfen und pflegen, persönliche Besuche abstatten. Dazu zählt das Besuchen vieler Veranstaltungen am Abend, wie Vorträge oder Preisverleihungen und das intensive Sammeln von Visitenkarten. „Ein Fundraiser, der nicht siebzig Prozent seiner Zeit vor der Tür ist, macht einen schlechten Job“, sagt sie. Aber auch die Recherche nach möglichen Großspender/innen, das Lesen von Tageszeitungen, Wirtschaftsnachrichten und der Boulevard-Presse gehören zum Fundraising-Alltag. Wichtig sei, immer genau informiert zu sein, wer gerade in den Medien präsent ist oder wer welches Unternehmen gerade kauft.

Schwieriger Einstieg

Dr. Friedrich Haunert bezeichnet die Jobchancen für Fundraiser/innen als sehr gut. Allerdings ginge es nicht ohne Erfahrungen: „Fundraiser werden gesucht, vor allem solche, die bereits Erfahrungen vorweisen können. Das ist der kritische Punkt: Man kommt nicht so leicht rein, da jede Organisation jemanden mit Erfahrung sucht. Für ausgebildete Fundraiser ohne Erfahrung ist der erste Einstieg schwieriger“, sagt er. Das kann auch Anne Stalfort bestätigen. Auf dem Fundraising-Stellenmarkt würden ausgebildete Fundraiser ohne konkrete Fundraising-Erfahrung mit Personen ohne Ausbildung, aber jahrelanger Fundraising-Erfahrung konkurrieren. Und klar ist, wer gewinnt: „Auf dem Fundraising-Arbeitsmarkt zählt die Praxis.“ Wer noch keine Fundraising-Erfahrungen gemacht hat, empfiehlt sie, sollte sich entweder schnell darum kümmern oder noch mal ganz genau seinen Lebenslauf durchforsten: Habe ich nicht doch eigentlich schon Fundraising gemacht und es nur nicht so genannt? Auch Cornelia Kliment schätzt die Jobchancen für Hochschulfundraiser/innen sehr gut ein, solange

sie Erfahrung mitbringen: Angehende Fundraiser/innen an Hochschulen sollten möglichst schnell Praxiserfahrungen sammeln – wer nicht wenigstens ein Praktikum oder ehrenamtliches Engagement als Fundraiser/in vorweisen könne, hat es schwer.

Neben der Praxis ist ein gewisses Fundraising-Grundwissen von Vorteil. Bis heute lässt sich aber in Deutschland kein staatlicher Fundraising-Abschluss erwerben. Fundraising kann nur im Rahmen anderer Fächer studiert werden, wie zum Beispiel im Master „Management in Nonprofit-Organisationen“ in Osnabrück oder im Master „Nonprofit-Management und Public Governance“ in Berlin. So ist der gängige Einstieg ins Fundraising das „learning-by-doing“ in der Praxis, kombiniert mit der Absolvierung einer Weiterbildung. Es gibt auch Grundausbildungen, wie zum Beispiel die Ausbildung zur/zum Fundraising-Manager/in an der Fundraising Akademie oder den Lehrgang „Die Kunst des Gebens, Schenkens, Stiftens“ an der Evangelischen Hochschule in Ludwigsburg. Darüber hinaus gibt es spezialisierte Weiterbildungen, zum Beispiel die Qualifizierung zum EU-Fundraiser an der emcra-Akademie oder den Zertifizierungslehrgang zum/r Stiftungsmanager/in an der Deutschen Stiftungsakademie.

Und welche Weiterbildung kommt für einen angehenden Fundraiser in Frage? „Das hängt davon ab, ob man als Allrounder in kleineren Organisationen, in denen häufig viel Flexibilität und Kreativität gefragt ist oder als Spezialist in größeren Organisationen arbeiten möchte“, sagt Anne Stalfort. Doch egal welcher Weg eingeschlagen würde. Fundraising sei eine lohnenswerte Zusatzqualifikation, die sich mit allem kombinieren lässt.

Reden über die eigene Arbeit

Interesse an Zahlen, soziale Kompetenz, Teamfähigkeit, Kreativität und strategisches Denken nennt Haurert als wichtige Voraussetzungen für alle, die im Fundraising arbeiten möchten. Nandita Wegehaupt sieht Begeisterungsfähigkeit als weitere wichtige Kompetenz: „Fundraiser sollten auf jeden Fall Lust haben, mit den unterschiedlichsten Leuten in Kontakt zu treten und Menschen zu begeistern. Wichtig ist, dass sie hinter der Organisation oder dem Projekt stehen, das sie vertreten. Sie sollten gerne über die eigene Arbeit reden und andere Personen dafür gewinnen.“ Ausgeprägte Kommunikationsfähigkeit und Feingefühl im Umgang mit den unterschiedlichsten Persönlichkeiten seien im Umgang mit Groß Spendern von entscheidender Bedeutung, berichtet auch Kliment. Hochschulfundraiser/innen sollten

sehr extrovertiert und neugierig sein, über einen hohen Bildungsstand und eine hohe emotionale Intelligenz verfügen. „Wesentlich ist vor allem, dass Fundraiser keine Berührungängste im Umgang mit den oberen Zehntausend in Deutschland haben: Sie sollten durch ihre Persönlichkeit und ihren Auftritt überzeugen, sodass Großspender sie ernst nehmen, und in der Lage sein, eine vertrauensvolle Atmosphäre zu schaffen, bei der sich ein Großspender wohl fühlt und öffnet.“

Beim Fundraising sei auch die richtige Einstellung wichtig, betont Stalfort: „Fundraiser sollten eine positive Einstellung zu Geld und Förderinstitutionen haben. Destruktiv ist eine Haltung, bei der jemand sagt: Wir wollen von denen nur Geld und ansonsten mit denen nicht reden.“ Personen, die noch nie selbst gespendet hätten, sich noch nie ehrenamtlich engagiert hätten oder für die um Geld bitten ein problematisches Thema sei, sind nicht für das Fundraising geschaffen.

∴ ∴

Viele Fundraiser sind Akademiker/innen

Interview mit Dr. Friedrich Haunert, Experte für Fundraising und Organisationsentwicklung. Er ist Mitglied im Beirat des Deutschen Fundraising-Verbandes und in der Ausbildung von Fundraising-Managern an der Fundraising Akademie Frankfurt tätig.

Wo überall arbeiten Fundraiser heutzutage?

Das ist sehr unterschiedlich. Fundraising ist mittlerweile ein richtiger Beruf und hat sich stark in Branchen und Funktionen ausdifferenziert. Fundraiser gibt es im Hochschulsektor, im Gesundheitssektor, in der Sozialwirtschaft, in klassischen Nichtregierungsorganisationen, im politischen Kampagnensektor, in Stiftungen etc. Geschätzt einige tausend Organisationen im Nonprofit-Sektor machen mehr oder weniger professionelles Fundraising. Darüber hinaus gibt es auch Fundraising-Agenturen als Arbeitsfeld, die Fundraising als externe Dienstleister anbieten. Auch gibt es eine ganze Reihe von Einzelpersonen, die sich mit Fundraising selbstständig gemacht haben.

Welche unterschiedlichen Tätigkeitsbereiche gibt es?

Es gibt Fundraising-Manager, die leiten Abteilungen in großen Organisationen und haben eher eine Managementfunktion. Dann arbeiten viele in spezialisierten Funktionen, wie zum Beispiel Fundraiser, die nur im Online- oder Telefonmarketing tätig sind oder nur für das Texten oder Firmenkooperationen zuständig sind. Alle Aufgaben, die es auch im klassischen Marketing gibt, gibt es spezialisiert auch im Fundraising. Außerdem gibt es auch viele Alleinkämpfer in kleineren Organisationen, die häufig Fundraising und Öffentlichkeitsarbeit in Personalunion machen.

Welche Voraussetzungen braucht es, um dort zu arbeiten?

Es ist hilfreich, wenn man schon im Nonprofit-Sektor gearbeitet hat. Quereinsteiger, zum Beispiel aus der Wirtschaft, haben öfters Schwierigkeiten, zu verstehen, wie gemeinnützige Organisationen funktionieren. Viele Fundraiser sind Akademiker, kommen aus den unterschiedlichsten Fachbereichen, wie Jura, Naturwissenschaften, Pädagogik, Psychologie, Marketing, Kommunikation, Betriebswirtschaft etc. und haben darüber hinaus noch eine zusätzliche Fundraising-Ausbildung, zum Beispiel an der Fundraising-Akademie, absolviert.

Was würden Sie jemandem empfehlen, der in diesem Bereich tätig sein möchte?

Das kann ich pauschal so nicht sagen, es kommt immer auf den Einzelfall an. Jemandem, der vorher Marketing studiert hat, würde ich etwas anderes raten, als jemandem der Elektrotechnik studiert hat, aber seit 25 Jahren ehrenamtlich im Fundraising für seine Kirchengemeinde aktiv ist. Wichtig für alle, die im Fundraising arbeiten möchten, ist, dass sie Interesse am Nonprofit-Sektor, an Kommunikation und an Zahlen haben. Außerdem sind soziale Kompetenz, Teamfähigkeit und Kreativität wichtige Voraussetzungen. Aber nicht nur das: Fundraiser müssen gut strategisch und konzeptionell denken und arbeiten können. Und sie brauchen einen langen Atem: Beim Fundraising fragen sie andere Menschen um Spenden – nicht alle Menschen sagen dann gleich begeistert zu, Geld zu geben. Es braucht also auch eine hohe Frustrationstoleranz.“

Eine Übersicht über Basisausbildungen im Fundraising und fundraisingnahe Weiterbildungen gibt es unter:

www.sozialmarketing.de/fundraising-lernen

Doch noch Lehrer werden?

Autorin: Annika Schneider

Ein Quereinstieg in den Schulberuf klingt nach einer reizvollen Alternative. Aber die Chancen sind je nach Fach und Bundesland sehr unterschiedlich.

„Wenn du bei den Kleinen in einen Raum hineingehst, springen alle auf, stehen um dich herum und wedeln mit Heften – das ist wie ein Promi auf dem roten Teppich!“, erzählt Lasse Hoppe aus Schwelm bei Wuppertal. Der 33-Jährige war sich immer sicher, auf keinen Fall Lehrer werden zu wollen. Er studierte Soziologie, Germanistische Sprachwissenschaft und Neuere Deutsche Philologie in Düsseldorf. Anschließend wollte er in der Wissenschaft arbeiten und brauchte Geld, um seine Promotion zu finanzieren. Auf diese Weise landete er als Vertretungslehrer für Deutsch, Philosophie und Politik an einem Gymnasium und unterrichtete dort drei Jahre lang auch ohne Lehramtsstudium. Hoppe stellte fest, dass ihm die Tätigkeit lag und Spaß machte.

Weil ihm eine feste Anstellung als Lehrer mit seiner Fächerkombination aber verwehrt war, ging er an die Uni zurück und absolvierte einen Master of Education in Wuppertal. Im November wird er mit seinem regulären Referendariat beginnen – danach stehen ihm bis hin zur Verbeamtung alle Möglichkeiten offen. Weil noch nicht fest steht, an welcher Schule er landet, möchte Hoppe seinen richtigen Namen nicht veröffentlichen. Von seinen Erfahrungen als Lehrer ohne pädagogische Ausbildung berichtet er dafür umso bereitwilliger. „Ich bin mit gesundem Menschenverstand schon relativ weit gekommen“, meint er. Trotzdem war der Sprung ins kalte Wasser nicht einfach: In seiner Anfangszeit kam es vor, dass er einen einfachen Sachverhalt oft so erklärte, dass die Schüler genervt die Augen rollten. In anderen Situationen überschätzte er die Klasse und lief Gefahr, dass die Mehrheit am Ende der Unterrichtsstunde nichts gelernt hatte.

„Es war nicht immer einfach“, sagt auch Ehsan Maghsoudi, der Informatik studiert hat und vor einem Jahr ins Lehramt gewechselt ist. Der Lübecker arbeitete zuvor als Softwareentwickler, war damit aber unzufrieden: „Es hat mir Spaß gemacht, aber der Kontakt mit Menschen hat gefehlt. Ich habe festgestellt, dass ich kein Industriemensch bin, der acht

Stunden am Tag am Computer sitzt.“ In Eigenregie stellte der 34-Jährige sich bei Berufsschulen in seiner Umgebung vor und wurde prompt als Lehrer für Mathematik und Informatik angestellt. Anfang des Jahres begann er dann offiziell als Seiteneinsteiger mit dem 18-monatigen Vorbereitungsdienst, in dem er nicht nur unterrichtet, sondern sich gleichzeitig in pädagogischen Seminaren fortbildet. Inzwischen ist er auf dem Weg zur Verbeamtung und mit seinem Berufswechsel sehr zufrieden, auch wenn die Anfangszeit hart war. „Ich war es nicht gewöhnt, dass ich vorne stehe und rede und keiner hört mir zu“, berichtet Maghsoudi. Gespräche im Unterricht, Handyspiele und nicht gemachte Hausaufgaben: Wie er sich in solchen Situationen durchsetzt, musste der Seiteneinsteiger erst lernen.

Halbtagsjob mit viel Ferien

Die Geschichten von Hoppe und Maghsoudi sind nur zwei von vielen, die hier hätten erzählt werden können: Die Wege von quereinsteigenden Akademiker/innen in den Lehrerberuf sind meist sehr individuell. Es gibt viele Gründe, sich für einen Wechsel an die Schule zu interessieren. Manche sind mit ihrer bisherigen Tätigkeit unzufrieden und suchen eine neue Herausforderung. Andere wollen nach einer Familienauszeit zurück auf den Arbeitsmarkt und haben inzwischen gemerkt, dass sie etwas mit Kindern machen wollen. Wieder andere sind frustriert von den prekären Anstellungsverhältnissen in der Wissenschaft oder haben ihren Job verloren. Auf den ersten Blick scheint der Lehrerberuf attraktiv. Dem Klischee nach haben Lehrer/innen vor allem viel frei, gleichzeitig sind sie meist verbeamtet und werden gut bezahlt. Ganz so einfach ist es allerdings nicht, als Quereinsteiger/in in den Lehrerberuf zu wechseln. Wer darüber nachdenkt, sollte sich gut informieren. Denn die Chancen sind je nach Bundesland und dem eigenen fachlichen Hintergrund sehr unterschiedlich.

In Bayern beispielsweise ist der Quereinstieg für die meisten Schulformen nicht vorgesehen, lediglich für berufsbildende Schulen werden derzeit Ingenieure/innen für Elektrotechnik und Maschinenbau gesucht. Wer hier Lehrer/in werden will, muss Lehramt studieren – kann dabei aber unter Umständen Leistungen aus einem früheren Studium anerkennen lassen. Ganz anders Nordrhein-Westfalen: Das hier entwickelte Programm für Seiteneinsteiger/innen gilt bundesweit als wegweisend. Geeignete Interessierte, die das passende Fachstudium für ein gesuchtes Fach nachweisen können, steigen direkt in das normale zweijährige Referendariat ein. Lediglich in den ersten sechs Monaten bekommen die Quereinsteiger/innen eine spezielle Vorbereitung, anschließend lernen sie gemeinsam mit den Lehramtsabsolvent/innen und legen

auch die gleiche Staatsprüfung ab. Ähnlich sieht es in Berlin aus. Hier gibt es einen 18-monatigen Vorbereitungsdienst, bei dem die Quereinsteiger/innen von Anfang an Unterricht geben und parallel dazu fortbildende Seminare besuchen.

Auf die Fächer kommt es an

Während Nordrhein-Westfalen auf diese Weise vor allem für Berufskollegs Lehrer/innen sucht und am Gymnasium derzeit nur Mathematiker und Physiker eine Chance haben, fehlen in Berlin Grundschullehrer/innen. In anderen Bundesländern sind die Unterschiede, was Schulformen und Fachrichtungen angeht, ebenfalls groß. Grundsätzlich gilt, dass Quereinsteiger/innen ein abgeschlossenes Masterstudium oder einen vergleichbaren Hochschulabschluss nachweisen müssen. Eingestellt werden allerdings nur Absolvent/innen spezifischer Fächer, die jedes Jahr neu festgelegt werden. Generell gute Chancen haben Mathematiker/innen, Physiker/innen und Informatiker/innen. Überraschend viele Möglichkeiten bietet aber auch der berufsbildende Bereich, in dem Fächer wie Sozialpädagogik und Metalltechnik unterrichtet werden. Nur marginale Chancen gibt es dahingegen im förderpädagogischen Bereich, auch Geisteswissenschaftler/innen haben es schwer. Harry Liedtke, im Bildungsministerium Nordrhein-Westfalen seit 15 Jahren zuständig für Seiteneinsteiger, weist außerdem darauf hin, dass das Fachstudium gemäß den landesspezifischen Vorgaben genau zu einem Unterrichtsfach passen müsse. So sei eine Absolventin der Geophysik beispielsweise weder für das Fach Erdkunde noch für das Fach Physik ausreichend qualifiziert. Auch Lasse Hoppe galt trotz seines abgeschlossenen Soziologiestudiums nicht als geeigneter Lehrer für die Sozialwissenschaften. In seinem zweiten Studium musste er die wirtschaftlichen Inhalte nachholen.

Es geht um Persönlichkeiten

Hinzu kommt noch etwas: Die fachlichen Qualifikationen reichen bei Weitem nicht aus, um einen erfolgreichen Quereinstieg zu schaffen. „Es geht nicht nur um Fachkräfte, es geht um Persönlichkeiten“, sagt NRW-Koordinator Liedtke. „Seiteneinsteigerinnen und Seiteneinsteiger müssen Lust haben, mit Jugendlichen zu arbeiten und ihnen Fachwissen zu vermitteln.“ Interessent/innen sollten sich über ihre Motive und ihre persönliche Eignung Gedanken machen. „Arbeitsplatzsicherheit ist für alle ein ganz großes Argument, das kann aber nicht das alleinige sein“, sagt auch Birgit Nieskens, die an der Leuphana Universität

Lüneburg zu den Themen Lehrerlaufbahnberatung und Lehrergesundheit forsch. Auch Joachim Kahlert, Direktor des Münchener Zentrums für Lehrerbildung, warnt vor vorschnellen Entscheidungen: „Wenn es das einzige Motiv ist, einen ruhigen, sicheren und ordentlich bezahlten Beamtenjob zu haben, sollte man es bleiben lassen.“ Nur weil wir alle vor ein paar Jahrzehnten die Schulbank gedrückt haben, sollte niemand davon ausgehen, den Arbeitsalltag von Lehrkräften schon zu kennen. „Viele Aufgaben des Lehrerberufs nehme ich von außen nicht wahr“, sagt Expertin Nieskens. Lehrer/innen müssen nicht nur guten Unterricht halten, auf Störungen schnell und angemessen reagieren und dabei fortwährend auf die einzelnen Kinder und Jugendlichen eingehen. Auch die Elternarbeit und die Kommunikation mit den Kollegen/innen gehören zu den Aufgaben. „Der Lehrerberuf ist ein Beruf mit Zwangskontakten“, sagt Nieskens. Während der Arbeitszeit sei man zu fast keinem Zeitpunkt alleine. „Das Stressigste an einem Schulalltag ist die Pause“, berichtet Quereinsteiger Hoppe. In dieser Zeit müsse man sich mit den Kollegen/innen abstimmen, Schülerfragen beantworten und gleichzeitig noch die Arbeitsblätter für die nächste Stunde kopieren. „Wenn du nicht vorbereitet bist, merken die Schüler das sofort“, pflichtet sein Lübecker Kollege Maghsoudi ihm bei.

Hinzu kommt, dass sich der Schulalltag seit der eigenen Schulzeit fortentwickelt hat. Heute gibt es immer mehr Ganztagschulen, sodass sich auch die Arbeitszeiten der Lehrkräfte verändert haben. Experte Kahlert zufolge ist außerdem die Schülerschaft immer heterogener: Da gebe es auf der einen Seite die Eltern, die bei einer schlechten Note gleich mit dem Anwalt drohen, und auf der anderen Seite Eltern, die an der schulischen Entwicklung ihres Kindes keinerlei Interesse zeigten. „Mit dieser Vielfalt von Verhaltensweisen und Erwartungen umzugehen, das ist die Hauptherausforderung“, sagt Kahlert. Und Andreas Stephan, für Lehrerbildung zuständiger Referatsleiter in der Berliner Senatsverwaltung für Bildung, weist darauf hin: „Die Nagelprobe kommt, wenn Sie in die Schule kommen und der Gesamtbelastungssituation ausgesetzt sind.“ Für Quereinsteiger Hoppe war die Menge an Jugendlichen anfangs überwältigend: „Ich hatte schon nach kurzer Zeit 160 bis 180 Schüler, die alle anders ticken“, berichtet er.

Ruhig und gelassen

Lehrerinnen und Lehrer müssen psychisch stabil und belastbar sein. Die Fähigkeit, im Team zu arbeiten, ist genauso wichtig wie eine hohe Bereitschaft zur Selbstreflektion, Flexibilität,

Führungsbereitschaft und Kommunikationsfähigkeit. Auch in schwierigen und stressigen Situationen müssen Lehrer/innen ruhig und gelassen bleiben, dabei immer auch Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten haben. In einer einzigen Unterrichtsstunde müssen unzählige Entscheidungen getroffen werden: Reagiere ich auf die Störung oder nicht? Wie beantworte ich diese Frage? Was tue ich, wenn eine Methode nicht so funktioniert, wie ich es mir vorgestellt habe? Deswegen ist es äußerst wichtig, dass sich potenzielle Quereinsteiger/innen mit den Anforderungen ausführlich auseinandersetzen. Die Entscheidung, Lehrer/in zu werden, sollte niemand übers Knie brechen.

Helfen können seriöse Online-Fragebögen, die kostenlos im Internet angeboten werden. Alle darauf basierenden Überlegungen sollten sorgfältig dokumentiert und immer wieder aktualisiert werden. Die Praxis ersetzen können diese Verfahren aber nicht. Am besten ist es, ein Praktikum zu absolvieren – am besten schon in der gewünschten Schulform. Das dort erhaltene Feedback kann helfen, die eigene Eignung besser einzuschätzen. Gespräche mit zukünftigen Kolleg/innen können ebenfalls unverzichtbare Einblicke liefern. Wichtig ist dabei, sich genau zu überlegen, welche Schulform in Frage kommt. Denn zwischen dem Unterrichtsalltag in einer berufsbildenden Schule und dem der gymnasialen Unterstufe liegen Welten.

Die beiden Seiteneinsteiger Hoppe und Maghsoudi haben gelernt, mit der Herausforderung Unterricht umzugehen. Dabei halfen ihnen vor allem Tipps von erfahreneren Kolleg/innen. „Mittlerweile sehe ich, dass vieles an mir selbst liegt“, sagt Maghsoudi und zitiert einen seiner Lieblingssätze: „Die größte Störung im Unterricht ist der Lehrer.“ Dass die Schülerinnen und Schüler von selbst leise werden, wenn er sich schweigend vor die Klasse stellt, hat Maghsoudi inzwischen herausgefunden. Wie wichtig es ist, konsequent zu sein, hat er ebenfalls gelernt. „Bei mir war das try and error“, sagt auch Hoppe. „Du machst jeden Fehler mindestens einmal.“

Ausprobieren und Feedback holen

Die beiden Quereinsteiger hatten einen entscheidenden Vorteil: Beide hatten bereits jahrelang Nachhilfe und Musikunterricht gegeben, auch vor Gruppen. Somit waren sie die Arbeit mit Jugendlichen bereits gewöhnt und hatte ihren eigenen Umgangston mit ihnen gefunden. Ganz ohne pädagogische Erfahrungen könne er sich einen Quereinstieg kaum vorstellen, sagt

Hoppe. Am Anfang sei es schwierig genug gewesen, das fachliche Wissen mit geeigneten Methoden zu vermitteln. Sich dabei zusätzlich Gedanken über das eigene Auftreten zu machen, sei nicht möglich gewesen. Geholfen hat ihm, dass eine Kollegin ihn in seiner Anfangszeit mit in ihren Unterricht genommen hat – auf diese Weise konnte er viel lernen und nachfragen und bekam gleichzeitig Feedback für sein eigenes Verhalten in der Klasse. Auch für Maghsoudi waren die Rückmeldungen von Kollegen/innen wichtig. „Die Klasse mag und respektiert dich“, sagte ihm eine Seminarleiterin nach einem Unterrichtsbesuch – für ihn eine Ermutigung, weiterzumachen.

Tatsächlich haben Lehramtsabsolventen/innen einen entscheidenden Vorteil gegenüber Seiteneinsteigerinnen und Seiteneinsteigern. Zwar macht auch bei ihnen das Fachstudium einen großen Teil der Leistungen an der Universität aus. Hinzu kommen aber Fächer wie Pädagogik und Schulpsychologie. In der Fachdidaktik lernen die Studierenden außerdem, Inhalte zielgruppengerecht zu vermitteln. Quereinsteigern/innen fehlen oft Kenntnisse darüber, wie sie Unterricht aufbauen und Inhalte so vermitteln, dass sie bei den Schülerinnen und Schülern ankommen. Sie würden am Anfang deswegen häufig Frontalunterricht machen, hat Harry Liedtke vom NRW-Bildungsministerium beobachtet. Dennoch sieht er das von ihm mit entwickelte Programm für Seiteneinsteiger/innen als Erfolg: „Am Ende erreichen Seiteneinsteigerinnen und Seiteneinsteiger und grundständige Studierende das gleiche Niveau.“ In Nordrhein-Westfalen gäbe es inzwischen sogar Quereinsteiger/innen in der Schulleitung und der Lehrerausbildung.

Andere Fachleute teilen die Einschätzung, dass Quereinsteigende ebenso gut sein können wie Lehramtsabsolvent/innen. Politisch ist diese Aussage allerdings brisant, schließlich wirft sie die Frage auf, welchen Wert dann das Lehramtsstudium hat. „Ohne ausreichende Zusatzqualifikation ist der Quereinstieg eine Deprofessionalisierung des Lehrerberufs“, kritisiert der Münchener Professor Kahlert. Einig sind sich alle Akteure darin, dass Lehramtsstudierende bei der Stellenvergabe unbedingt Vorrang haben. Nur wenn in einem Fach ein akuter Mangel an geeigneten Bewerbern und Bewerberinnen herrscht, kommen Seiteneinsteiger/innen zum Zug – so sieht es auch ein Beschluss der Kultusministerkonferenz vom 5. Dezember 2013 vor.

Organisatorische Fähigkeiten

Wenn Quereinsteiger/innen es allerdings an Schulen geschafft haben, sind die Rückmeldungen der Kollegen in vielen Fällen positiv. Ihre Berufserfahrung kann für eine Schule eine wertvolle Bereicherung darstellen, zum Beispiel wenn Seiteneinsteiger/innen auf einem aktuelleren Stand sind oder den Schüler/innen anschaulich aus der Berufswelt berichten können. „Manche Leute sind spannend, die kennen das Leben, die haben den Schülern etwas zu bieten“, sagt Expertin Nieskens, „das macht das Kollegium bunter und interessanter.“ Auch der Berliner Referatsleiter Stephan hat die Erfahrung gemacht, dass Quereinsteiger/innen zum Teil sehr gut im Team arbeiten könnten und ausgeprägte organisatorische Fähigkeiten mitbrächten. Er warnt allerdings vor Verallgemeinerungen: „Auch die grundständig Ausgebildeten bieten eine breite Palette an Persönlichkeiten.“

Ob der Lehrerberuf das Richtige ist, muss letztendlich jeder selbst entscheiden. Eine einfache Antwort, auf die Frage, ob man geeignet ist, gibt es nicht: Hier hilft nur, die eigenen Kompetenzen und Erfahrungen gründlich zu reflektieren. Wie reagiere ich in Stresssituationen? Bin ich ein kommunikativer Mensch? Welche Erfahrungen habe ich mit Kindern und Jugendlichen bisher gemacht? Auch für den Weg ins Lehramt gibt es keine Musterlösung. Interessenten und Interessentinnen müssen sich genau informieren, welche Anforderungen in ihrem Fach gestellt werden. In vielen Fällen kann es notwendig sein, noch einmal ein Lehramtsstudium zu beginnen – dann ist es besonders wichtig, zu überlegen, ob das Ziel diesen Aufwand rechtfertigt. „Man lernt als Lehrer nie aus, man erlebt ständig neue Situationen und man ist immer auf dem Weg“, sagt Seiteneinsteiger Maghsoudi. Quereinsteiger Hoppe empfiehlt Interessierten, sich nicht nur zu fragen, ob sie den Lehrerberuf schaffen können. Wichtig sei es auch, sich mit einer anderen Frage auseinanderzusetzen: „Was kommt auf die Kinder zu, wenn ich das mache?“

∴ ∴

Selbsttests zur Lehrereignung

Ist Lehrer/in der richtige Beruf für mich? Grundsätzlich sollte man Internettests, die auf diese Frage eine Antwort versprechen, mit Skepsis begegnen. Ob ein Mensch für den Lehrerberuf geeignet ist, könne man durch reines Abfragen nicht zuverlässig ermitteln, warnt Joachim Kahlert, Direktor des Zentrums für Lehrerbildung der Ludwig-Maximilians-Universität in München. Dennoch hat er selbst ein Online-Angebot entwickelt. Ziel ist es nicht, einfache

Antworten zu liefern. Stattdessen sollen sich Interessentinnen und Interessenten bei der Beantwortung der Fragen mit den Anforderungen des Lehrerberufs intensiv auseinandersetzen. „Wir wollen, dass die Leute sich fragen: Will ich mir das zumuten und kann ich das?“, sagt Kahlert. Insgesamt gibt es im deutschsprachigen Raum drei besonders bekannte Reflexionsverfahren. Da die Angebote unterschiedliche Ansätze verfolgen, empfiehlt es sich, alle drei zu nutzen.

Selbsterkundung zum Lehrerberuf mit Filmimpulsen (SeLF)

Bei diesem vom Zentrum für Lehrerbildung in München entwickelten Test geben 16 kurze Videos Einblicke in den Alltag von Lehrerinnen und Lehrern. Unterrichtsstörungen, Konferenzen, Inklusion und Zeitdruck: Das sind nur einige der Themen, die in praktischen Situationen, aber auch in Interviews mit Lehrenden vorgestellt werden. Nach jedem Film erscheinen Fragen, in denen sich Interessierte mit ihren eigenen Einstellungen und Fähigkeiten auseinandersetzen können. Dabei gibt es kein Richtig und Falsch: Ziel ist es stattdessen, die persönliche Eignung für den Lehrerberuf gründlich zu reflektieren. Die Bearbeitung aller Filme dauert zwei bis drei Stunden. Wer sich bei dem Portal registriert, kann den Zwischenstand speichern und die fertigen Ergebnisse gesammelt ausdrucken. Die Anmerkungen können dann wiederum als Grundlage für persönliche Beratungsgespräche dienen.

www.self.mzl.lmu.de

Career Counseling for Teachers (CCT)

Dieses 1999 gestartete und von der EU geförderte Projekt bietet Informationstexte und Fragebögen, um sich mit dem Lehrerberuf auseinanderzusetzen. Einige Hochschulen verlangen den Test als Zulassungsvoraussetzung. Dabei sollen die eigenen Stärken, die bisherigen Erfahrungen mit Kindern und Jugendlichen sowie die Tätigkeiten des Lehrerberufs abgeklärt werden. Die Fragebögen zur Selbsterkundung bestehen aus Skalen, auf denen man persönliche Interessen oder Eigenschaften einordnen muss. Eine anschließende Auswertung ordnet die Ergebnisse ein. Außerdem sind ergänzende Materialien einzeln abrufbar, darunter Berichte von Lehrerinnen und Lehrern. Zwei „geführte Touren“ speziell für potenzielle Quereinsteiger/innen bringen das Material in eine sinnvolle Reihenfolge. Bei diesem Angebot kann man die einzelnen Schritte etappenweise abarbeiten und zwischenspeichern. Einplanen muss man dafür 30 Minuten bis hin zu mehreren Stunden.

www.cct-germany.de

FIT für den Lehrerberuf (FIT-L)

Dieser von Wissenschaftler/innen entwickelte Test wird inzwischen von einem österreichischen Institut kommerziell angeboten, kann aber von Privatpersonen kostenlos genutzt werden. Dabei bewerten die Nutzer/innen eigene Merkmale und Fähigkeiten anhand einer fünfstufigen Skala. Insgesamt braucht man dafür maximal eine halbe Stunde. Das Ergebnis ist ein individuelles Persönlichkeitsprofil, bei dem es beispielsweise um die psychische Stabilität, die Motivationsfähigkeit, die soziale Kompetenz und verschiedene Grundfähigkeiten geht. Zum einen kann das Profil mit einem Idealprofil verglichen werden, das sich aus den Werten erfolgreicher Lehrer/innen zusammensetzt. Dazu gibt es Tipps, welche Strategien bei suboptimalen Ergebnissen weiterhelfen könnten. Zum anderen haben Nutzer/innen vier Wochen Zeit, eine Fremdeinschätzung einzuholen. Dabei beantwortet eine beliebige Person, zum Beispiel eine gute Freundin, die gleichen auf den Nutzer bezogenen Fragen – ohne die ursprünglichen Antworten sehen zu können. Das Gesamtergebnis sollte dann noch einmal in einem Gespräch diskutiert werden.

www.coping.at

Was die Chancen für Seiteneinsteiger/innen angeht, unterscheiden sich die 16 deutschen Bundesländer grundlegend. Zum einen sind die Voraussetzungen und vorgesehenen Ausbildungswege unterschiedlich. Zum anderen suchen die Länder Quereinsteiger/innen für verschiedene Schulformen und Fachrichtungen. Einen guten Überblick bietet die regelmäßig aktualisierte Internetseite www.lehrer-werden.de. Im Bereich „Quereinsteiger/Seiteneinsteiger“ finden sich für jedes Bundesland ein Link zu weiteren Informationen.

Hilfreich ist außerdem ein Buch speziell für Quereinsteiger/innen, das der Heidelberger Pädagoge Marc Böhmann verfasst hat. Darin finden sich nicht nur allgemeine Informationen zum Thema, sondern auch konkrete Tipps für den Schulalltag bis hin zu Checklisten für den eigenen Unterricht. Dabei geht es um Unterrichtsplanung und Hausaufgaben genauso wie um Benotung und Elternarbeit.

Marc Böhmann: Das Quereinsteiger-Buch – So gelingt der Start in den Lehrerberuf. Beltz 2011

Soziale Arbeit in Behörden

Autorin: Janna Degener

Wer Sozialpädagogik oder Soziale Arbeit studiert, hat gute Chancen, im Öffentlichen Dienst zu landen: Ein Sechstel aller Absolventinnen und Absolventen arbeitet in Behörden. Dort unterstützen die Fachkräfte Wohnungslose oder helfen bei der Arbeitssuche.

Eva Naumann hatte sich ihren Berufseinstieg einfacher vorgestellt. Nachdem sie endlich ihr Diplom in Sozialer Arbeit in der Tasche hatte, war sie erst einmal ein ganzes Jahr arbeitslos. In den Jobcentern, die in dieser Zeit von den Arbeitsagenturen neu eingeführt wurden, fühlte Eva Naumann sich nicht gut beraten: Sie hatte den Eindruck, dass ihre Vermittler durch die Neuerungen verwirrt waren oder sich nicht in die gesetzlichen Änderungen einarbeiten wollten. Als man ihr schließlich in ihrer Branche einen Ein-Euro-fünfzig-Job anbot, hatte sie die Nase voll. Auf den Rat einer Bekannten hin bewarb sich die Berufseinsteigerin kurzerhand selbst als Arbeitsvermittlerin beim Jobcenter Friedrichshain-Kreuzberg in Berlin und bekam nach einem Vorstellungsgespräch auch prompt eine Stelle – die sie inzwischen seit zehn Jahren innehat.

Anders als Eva Naumann hatte der Sozialarbeiter Christoph Poppe schon zwanzig Jahre Berufserfahrung bei verschiedenen freien Trägern gesammelt, bevor er sich auf der Suche nach einem sicheren Arbeitsplatz bei einer Behörde bewarb. Sechs Jahre lang war er bei einem großen Suchthilfeträger tätig gewesen und hatte als externer Drogenberater in einer Justizvollzugsanstalt versucht, Inhaftierte in therapeutische Maßnahmen zu vermitteln. Zehn Jahre lang hatte er bei einem freien Träger gearbeitet, der persönliche Hilfen im Bereich des Betreuten Wohnens anbietet. Und auch in der psychosozialen Betreuung von HIV-Infizierten und Aids-Erkrankten sowie in einem HIV-Hospiz für langjährige Drogengebrauchende und Aids-Erkrankte, in einer psychologischen Ambulanz sowie als Schuldenberater hatte Christoph Poppe Erfahrungen gesammelt, bevor er sich für den Einstieg in den Öffentlichen

Dienst entschied. Nun ist er als Sozialarbeiter bei der Sozialen Wohnhilfe des Bezirksamts Friedrichshain-Kreuzberg in Berlin tätig. Die Einrichtung bietet sozialpädagogische Beratung und Unterstützung für Betroffene von Wohnungsnotfällen, Mietschulden oder Obdachlosigkeit an.

Arbeiten im Jobcenter

Eva Naumann ist als Arbeitsvermittlerin im U25-Bereich tätig. Das heißt, sie kümmert sich um 15- bis 25-Jährige mit ganz verschiedenen Problemen und Bedürfnissen. „Viele Kundinnen und Kunden kommen aus unterschiedlichsten kulturellen Kontexten, haben Probleme, sich in der Mischkultur zurechtzufinden und müssen auch familiären Verpflichtungen gerecht werden. Außerdem betreuen wir Brennpunktquartiere, teilweise sind unsere Kunden zeitweilig inhaftiert oder sie konsumieren Drogen. Menschen, die einfach nur den passenden Ausbildungsberuf suchen, sind eher die Seltenheit“, erzählt die Sozialarbeiterin.

Darüber hinaus arbeitet sie seit einem Jahr für die Jugendberufsagentur – einen Berliner Zusammenschluss von Arbeitsvermittler/innen aus Jobcentern, der klassischen Berufsberatung, der Jugendhilfe und dem Senat, der ebenso Unterstützungsmöglichkeiten anbietet. „Damit die verschiedenen Hilfen aus einer Hand kommen, bieten wir eine ganzheitliche Betreuung für Jugendliche, die nicht einfach nur arbeiten, sondern gerne in Ausbildung kommen möchten“, erklärt sie. „Wir haben nur Kundinnen und Kunden, die perspektivisch innerhalb von vierundzwanzig Monaten ausbildungsfähig werden.“ Eva Naumann arbeitet auch mit Schulklassen, die kurz vor dem Abschluss stehen. Sie überlegt gemeinsam mit den Schülerinnen und Schülern, wohin es beruflich für sie gehen soll und welche Unterstützungsmöglichkeiten in Frage kommen.

Empathie und Aufgeschlossenheit

Wie viele Studierende der Sozialen Arbeit hat Eva Naumann sich für ihr Studienfach entschieden, weil sie unbedingt mit Menschen arbeiten wollte. Deshalb fühlt sie sich in ihrem Job als Arbeitsvermittlerin auch so wohl. „Um in diesem Beruf zu arbeiten, wird zwar nur irgendein akademischer Abschluss gefordert“, erläutert sie. Ihre Kolleginnen und Kollegen kämen deswegen aus verschiedenen Fachbereichen, von BWL, Psychologie, Soziologie bis

hin zum Quereinstieg. „Dennoch handelt es sich – wenn man die Tätigkeit und den Beratungsauftrag der Jobcenter ernst nimmt – um eine klassische Sozialarbeiteraufgabe“, stellt sie klar. „Es ist sehr anspruchsvoll, jedem Kunden und jeder Kundin empathisch, aufgeschlossen und unvoreingenommen entgegenzutreten.“

Auch Christoph Poppe und seine Kolleginnen und Kollegen müssen bei ihrer täglichen Arbeit in der Sozialen Wohnhilfe viel Empathie aufbringen. Ihre Aufgaben teilen sich in drei Schwerpunkte: Sie müssen erstens dafür sorgen, dass Menschen, die keine Wohnung haben, die öffentliche Sicherheit und Ordnung nicht gefährden. Zweitens müssen sie Wohnungslosigkeit vorbeugen, indem sie über die Übernahme von Mietschulden entscheiden. Und drittens müssen sie persönliche Hilfen wie das Betreute Wohnen oder eine therapeutische Wohngemeinschaft beschließen und diese Aufgaben dann an freie Träger delegieren.

Damit die Hilfesuchenden nicht von Büro zu Büro wandern müssen, muss Christoph Poppe in der Lage sein, alle drei Arbeitsbereiche abzudecken. „Es kommt immer mal wieder vor, dass ein Mensch sich bei uns wegen Mietschulden vorstellt. Wir telefonieren dann mit Vermietern oder Energieversorgern, um die Menschen zu entschulden und den Wohnraum langfristig zu garantieren. Wenn unsere Bemühungen zur Übernahme der Mietschulden aber beispielsweise am fehlenden Entgegenkommen der Vermieter scheitern, müssen wir eine Unterbringung für die Person organisieren. Eine erste Anlaufstelle ist die Berliner Unterbringungsleitstelle, die alle freien Wohnheimplätze meldet. Häufig finden wir dort aber keine geeignete Unterkunft, sodass wir telefonisch bei privat betriebenen Wohnheimen anfragen, um ein Zimmer für Person X oder – noch schwieriger – Familie Y mit sieben Personen zu finden. Möglicherweise wird dann deutlich, dass die Person auch persönliche Hilfen benötigt. Nur wenn alle Kolleginnen und Kollegen alle diese Bereiche abdecken können, können wir garantieren, dass ein Kunde oder eine Kundin mit allen Belangen durch eine Person betreut werden kann“, erklärt Christoph Poppe. Er kümmert sich darüber hinaus auch um gesetzliche Betreuungsverfahren. Das heißt, er besucht Haushalte und erstellt dann Sozialberichte zur Notwendigkeit einer gesetzlichen Betreuung.

Oft schwieriges Klientel

Zweimal pro Woche bietet das Team der Sozialen Wohnhilfe offene Sprechstunden an. An den anderen Wochentagen wird mit Terminen gearbeitet. Wie die Arbeitsvermittlerin Eva

Naumann beschreibt auch Christoph Poppe den persönlichen Kontakt zu den Menschen sowohl als Bereicherung als auch als Herausforderung. „In den letzten Jahren ist die Klientel sehr viel schwieriger geworden“, berichtet er. „Es gibt zum Beispiel Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen und Behinderungen, die aus dem System herausfallen und einen sensiblen Umgang benötigen.“

Auch der Sozialarbeiter Michael Rottig hat zum Teil mit schwierigen Klienten zu tun. Er ist Gruppenleiter beim Sozialpsychiatrischen Dienst im Gesundheitsamt des Bezirks Steglitz-Zehlendorf in Berlin. Die Einrichtung betreut psychisch kranke, suchtkranke und geistig behinderte Menschen. Michael Rottig und seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind von Montag bis Freitag von 8 bis 16 Uhr ansprechbar, um bei Bedarf an Hilfsangebote verschiedener Träger zu vermitteln und zu prüfen, welche Kosten dadurch anfallen und durch wen sie getragen werden können. Beratung und Betreuung erfolgen auch in Form von Hausbesuchen. Darüber hinaus gehört die Krisenintervention zur Aufgabe des Sozialpsychiatrischen Dienstes. „Wenn jemand anruft und von selbst- oder fremdgefährdenden Handlungen eines psychisch kranken Menschen berichtet, fahren wir im Team (Ärztin/Sozialpädagogin) dorthin, um zu prüfen, ob die Person nach dem Psychisch-Kranken-Gesetz untergebracht werden muss“, erklärt Michael Rottig. Jede der Fachkräfte ist für 350 bis 400 Betreuungsfälle zuständig. Ihre Aufgabe ist es deswegen vor allem, Hilfe zu koordinieren.

Wie die Soziale Wohnhilfe hat auch der Sozialpsychiatrische Dienst laut Michael Rottig täglich mit neuen Herausforderungen zu tun. „Wir planen unsere Tage natürlich und laden vielleicht auch Betroffene, Angehörige, Nachbarn oder andere ein, um Gespräche mit ihnen zu führen und sie zu beraten. Allerdings kann es immer passieren, dass ein akuter Anruf kommt, sodass ich alles stehen und liegen lassen muss, um mit einem Arzt rauszufahren und eine Krisensituation zu klären.“

Multiprofessionelle Teams

Der Sozialpsychiatrische Dienst arbeitet in enger Kooperation mit einem multiprofessionellen Team, das aus Psycholog/innen, Ärzt/innen und Verwaltungsmitarbeiter/innen besteht. „Die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter führen die Erstgespräche, wenn Menschen zu uns kommen oder uns telefonisch kontaktieren. Um soziale und finanzielle Fragen kümmern wir

uns meistens selbst. Wenn aber etwa psychologisches Wissen oder ärztliche Diagnosen gefragt sind, leiten wir die Betroffenen an die Psycholog/innen und Ärzt/innen weiter. Einmal wöchentlich haben wir dann fallbezogene Teambesprechungen, in die alle fachliche Aspekte einbringen“, erklärt Michael Rottig.

Auch die Zusammenarbeit mit anderen öffentlichen Institutionen in Behörden gehört zum täglichen Brot: So steht beispielsweise der Soziale Wohnungsdienst in Kontakt mit dem Sozialpsychiatrischen Dienst, dem Jobcenter oder dem Jugendamt, denn oft beziehen Obdachlose auch Transferleistungen, oft leben sie unter besonderen Lebensverhältnissen und oft haben sie Kinder. „Es ist wichtig, zu kooperieren und die Hilfen zu koordinieren, damit keine Energieverluste entstehen“, betont Christoph Poppe.

Arbeit mit Geflüchteten

Als große aktuelle Herausforderung beschreiben Christoph Poppe und Michael Rottig die Arbeit mit Geflüchteten in Berlin. „Sobald Flüchtlinge ihre Anerkennung haben und aus dem Asylbewerberleistungsgesetz herausfallen, beziehen sie Leistungen nach dem SGB II, sodass wir für sie zuständig sind. Natürlich ist es auch eine große Herausforderung, diese große Masse an Menschen unterzubringen. Manchmal fühle ich mich wie in einem Reisebüro, weil ich tagtäglich Hotel- und Pensionszimmer buche, um die Menschen von der Straße zu holen“, erzählt Christoph Poppe. Ein großes Problem sei es auch, dass Flüchtlinge vom „Langzeitklientel“, also den deutschen Wohnungslosen, häufig als Konkurrenz wahrgenommen würden. „Viele Unterkunftsgeber ziehen es vor, ein Zimmer zu einem höheren Tagessatz an eine Familie zu vergeben als an einen einzelnen Obdachlosen. Das schürt einen gewissen Unfrieden, den wir dann natürlich auch abkriegen“, so Christoph Poppe.

Michael Rottig prognostiziert einen Anstieg der Zahlen in der Eingliederungshilfe. Viele Flüchtlinge sind erst in den vergangenen Monaten in Deutschland angekommen und das Anrecht auf Eingliederungsmaßnahmen haben Menschen, die Leistungen nach dem Asylbewerberleistungsgesetz beziehen, erst nach fünfzehn Monaten. „Maßnahmen wie das Betreute Einzelwohnen oder therapeutische Wohngemeinschaften werden demnächst sicherlich häufiger von geflüchteten Menschen in Anspruch genommen“, schätzt er. Auch die sprachliche Barriere sei nicht zu unterschätzen. Im Sozialpsychiatrischen Dienst des Bezirks

sind deshalb zwei halbe Psychologenstellen neu geschaffen worden, wovon eine von einem Bewerber besetzt wurde, der Arabisch spricht.

Sanfter Druck

Fachkräfte im Bereich Soziale Arbeit, die die Sprachen der klassischen Migrantengruppen sprechen, sind aufgrund der gestiegenen Flüchtlingszahlen aktuell sehr gefragt – nicht nur in Behörden. Wer als Sozialarbeiter oder Sozialarbeiterin im Jobcenter, in der Sozialen Wohnhilfe oder im Sozialpsychiatrischen Dienst tätig werden möchte, sollte auf jeden Fall ein echtes Interesse an den Menschen haben, mit denen er oder sie beruflich zu tun hat. „Die Jugendlichen merken, ob ich in der Beratung authentisch bin“, sagt Eva Naumann. „Ich versuche immer, mich in ihre Lage hineinzusetzen, um annähernd verstehen zu können, wie sie sich fühlen. Natürlich ist manchmal sanfter Druck wichtig, aber ich versuche immer, mit meinen Kundinnen und Kunden zusammenzuarbeiten und ihnen keine Entscheidungen aufzuzwängen.“ Darüber hinaus sei es wichtig, sich von den persönlichen Schicksalen abgrenzen zu können: „Professionelle Distanz ist das A und O. Das lernt jeder Sozialarbeiter im Studium, es muss in der Praxis aber trainiert werden.“

Christoph Poppe ist davon überzeugt, dass für eine Tätigkeit in der Sozialen Wohnhilfe darüber hinaus auch Lebens- und Berufserfahrung sowie Belastbarkeit entscheidend sind. „Gerade in Stresssituationen, also wenn der Baum brennt, ist es eine besonders große Herausforderung, empathisch zu bleiben“, erklärt er. Dadurch, dass er lange „an der Basis“ gearbeitet habe, kennt er die Lebensrealitäten der Menschen, die er im Amt betreut. „Vom Schreibtisch aus sehe ich nicht, wie die Menschen tatsächlich wohnen und was es bedeutet, über Wochen, Monate oder Jahre hinweg ohne Wohnung zu sein und in Notunterkünften zu schlafen. Berufsanfänger, die sich das nicht vorstellen können, haben größere Probleme, sich in ihr Gegenüber hineinzusetzen.“

Viel Büroarbeit

Christoph Poppe arbeitet in der Sozialen Wohnhilfe vor allem „direkt am Menschen“. Wenn er seinen Kunden eine Zuweisung zu einer Unterkunft ausstellt, nehmen sie das Dokument mit zum Jobcenter, das sich dann um die Kostenübernahme für das Wohnheim, das Hotel

oder die Pension kümmert und die Abrechnung übernimmt. Dennoch muss sich Christoph Poppe natürlich mit den gesetzlichen Vorgaben seiner Arbeit auseinandersetzen.

In vielen anderen Positionen in Behörden müssen Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter darüber hinaus auch vielfältige administrative Aufgaben wahrnehmen. Zum Beispiel beim Jobcenter, erklärt Eva Naumann. „Wir müssen den Aufbau und die Strukturen der unterschiedlichen Maßnahmen kennen und aufeinander abstimmen können. Dabei müssen wir die vorhandenen Handlungsempfehlungen und -anweisungen beachten, um mit den Kundinnen und Kunden optimal planen zu können. Wir müssen die Kundenakten sorgfältig dokumentieren und Vereinbarungen schließen, die rechtlich sicher sind. Und da die Gesetze sich ständig ändern, müssen wir uns über diese Verfahrensweisen auf dem Laufenden halten, um immer alles präsent zu haben.“

Michael Rottig betont, dass im Sozialpsychiatrischen Dienst die Arbeit mit den Menschen weniger Raum einnimmt als bei den freien Trägern. „Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter, die bei einem freien Träger arbeiten, sind häufig viel dichter am Menschen. Bei uns geht es mehr darum, Begutachtungen und Stellungnahmen zu schreiben, um gegenüber einem Kostenträger wie dem Sozialamt oder einem Rentenversicherungsträger zu begründen, warum ein Mensch eine Maßnahme benötigt.“ Viele, die sich für den Sozialpsychiatrischen Dienst bewerben, unterschätzen nach Michael Rottigs Einschätzung, dass hier auch viel Verwaltungsarbeit zu leisten ist. „Es ist wichtig, die Sozialgesetzbücher sehr gut zu kennen und anwenden zu können. Ich kann Menschen nur weiterhelfen, wenn ich gegenüber dem Kostenträger auf den passenden Paragraphen im Gesetz verweisen kann.“ Wer für eine solche befürwortende Stelle arbeite, trage zudem eine große Verantwortung. „Eine Reha-Behandlung für einen Suchtkranken kann mehrere tausend Euro kosten. Deshalb sollte man einschätzen können, ob eine solche Maßnahme im konkreten Fall wirklich erfolgsversprechend ist“, sagt er.

Familienfreundliche Arbeitszeiten

Trotzdem hat sich Christoph Poppe ganz bewusst für den Öffentlichen Dienst entschieden. „Ich bin davon überzeugt, dass sich in der Trägerlandschaft einiges verändern wird und dass langfristig nur die großen Träger eine Chance haben werden, sich am Markt zu behaupten“, begründet er seinen Entschluss. Auch Eva Naumann schätzt, dass sie im Jobcenter einen

relativ sicheren Arbeitsplatz und eine unbefristete Stelle hat. Michael Rottig ist sogar verbeamtet und weist darauf hin, dass in Behörden anders als bei freien Trägern in der Regel keine Schichtdienste und Nachtarbeiten anstehen. „Natürlich arbeite ich auch mal abends, wenn ein Termin ansteht. Insgesamt ist der Beruf aber gut planbar und sehr familienfreundlich.“

Optimal sind die Arbeitsbedingungen im öffentlichen Dienst laut Christoph Poppe dennoch nicht. Es werde viel gespart, sodass es viele unbesetzte Stellen gebe und Einstellungsverfahren sehr lange dauern. Christoph Poppe ist auch der Meinung, dass die Arbeit in Behörden etwas schwerfälliger und hierarchischer ist als auf dem freien Trägermarkt: „Das muss aber kein Nachteil sein, weil Hierarchien auch Orientierung bieten und weil es gut ist, wenn ein Vorgesetzter einem in brenzligen Situationen den Rücken stärkt.“

Eva Naumann ist Mutter einer vierjährigen Tochter und schätzt ihre flexiblen Arbeitszeiten sowie die Tatsache, dass sie einen Tag pro Woche von Zuhause aus arbeiten kann – weil sie als stellvertretende Teamleitung auch Arbeiten rund um die Organisation von Ausfällen und Vertretungen sowie Zielerhaltung und Jahresplanung zu erledigen hat. Dankbar ist sie auch dafür, dass sie im Jobcenter Aufstiegsmöglichkeiten hat. Ihr Ziel ist es, in naher Zukunft ein Team zu leiten.

::

Engagement und Gelassenheit

Interview mit dem Diplom-Sozialarbeiter Michael Rottig. Er begann vor 35 Jahren als Praktikant im Gesundheitsamt des Berliner Bezirks Steglitz-Zehlendorf – und blieb seinem Arbeitgeber treu. Als Leitender Sozialpädagoge ist er heute der Fachvorgesetzte für alle Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter im Gesundheitsamt und außerdem Gruppenleiter im Sozialpsychiatrischen Dienst.

Warum haben Sie sich für eine Tätigkeit im Gesundheitsamt entschieden – und warum sind Sie dabei geblieben?

Ich habe von Anfang an gerne in der Psychiatrie gearbeitet, weil mich die Menschen interessieren und ich hier auch unglaublich viel lernen konnte. Nach meinem Einstiegspraktikum wurde mir eine befristete Stelle angeboten, als meine Anleiterin in den Personalrat gewählt wurde. Anfangs war ich nur für suchtkranke Menschen zuständig, dann nur für psychisch kranke. Als die Bereiche zusammengelegt wurden, war ich für beide zuständig. Damit war ich recht schnell auf den Gesundheitsbereich festgelegt: Wenn man sich auf höherwertige Stellen in anderen Ämtern bewirbt, sind das häufig Leitungsstellen, für die man entsprechende Erfahrungen vorweisen muss, die ich nicht hatte. Ich bewarb mich dann als Beamter also auf interne Stellen, wurde Gruppenleiter, Leitender Sozialarbeiter und so weiter.

Was sind Ihre Aufgaben?

Als Leitender Sozialpädagoge übernehme ich klassische Führungsaufgaben: Ich führe viele Gespräche – auch in Situationen, in denen etwas nicht so gut läuft – und schreibe Beurteilungen für meine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Außerdem kümmere ich mich um die Interessen der Sozialarbeiter innerhalb der multiprofessionellen Teams. Als Gruppenleiter im Sozialpsychiatrischen Dienst übernehme ich auch in Notsituationen bestimmte Bereiche und mache etwa Hausbesuche in einem Betreuungsbezirk. Außerdem mache ich viel Gremienarbeit. Als Sprecher der zwölf Sozialpsychiatrischen Dienste der Berliner Bezirke, die teilweise unterschiedlich aufgebaut sind, bin ich viel unterwegs und ich stelle auch die Tagesordnungen für unsere monatlichen Treffen zusammen. Häufig geht es dabei darum, Zuständigkeiten so zu organisieren, dass die Menschen nicht unnötig von A nach B geschickt werden. Und als vor kurzer Zeit das Psychisch-Kranken-Gesetz auf den Weg gebracht wurde, haben wir als Gruppe der Sozialpsychiatrischen Dienste unsere Argumente eingebracht. Außerdem führen wir einmal jährlich themenbezogene Workshops durch, an denen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus den unterschiedlichen Bezirken teilnehmen. Und wir haben einen gemeinsamen Flyer sowie ein gemeinsames Leitbild entwickelt, damit Menschen in allen Sozialpsychiatrischen Diensten der Berliner Bezirke auf die gleiche Gesinnung treffen.

Sollten Berufsanfänger auch heute noch Praktika machen?

Damals war der Einstieg über das Berufspraktikum klassisch, weil jeder im Anschluss an das Studium zweimal ein halbes Jahr als Praktikant oder Praktikantin in einer Institution arbeiten musste. Im Anschluss wurden viele übernommen. Heute, nach dem Bologna-Prozess und den Umstrukturierungen der Hochschulen, sind die Praktika allerdings in das Studium integriert, sodass das bezahlte Berufspraktikum kurz vor Studienende wegfällt. Die jungen Fachkräfte bewerben sich also direkt auf Stellen bei uns. Für die Arbeit im Sozialpsychiatrischen Dienst werden in der Regel allerdings zwei- bis fünfjährige Erfahrungen in der Arbeit mit psychisch kranken Menschen vorausgesetzt. Das heißt, dass Berufsanfänger ihre ersten Erfahrungen in der Regel außerhalb von unserer Behörde sammeln.

Was sollte man mitbringen, um als Sozialarbeiter in einer Behörde zufrieden und erfolgreich zu sein?

Natürlich braucht es Engagement. Gelassenheit ist aber auch wichtig, genau wie ein großzügiges Denken. Wer bei dem Personenkreis, mit dem wir arbeiten, zu eng denkt, kommt nicht weit. Man braucht ein großes Herz und viel Verständnis für diese Menschen, bei denen man oft auf den ersten Blick nicht nachvollziehen kann, warum sie sich in bestimmten Situationen so verhalten, wie sie es tun. Man muss die Menschen dort abholen, wo sie sind, um herauszufinden, welchen Unterstützungsbedarf sie haben. Dabei darf man sich selbst nicht zu ernst nehmen.

Einstieg in die Museumsarbeit

Autorin: Birte Schmidt

Viele Geisteswissenschaftler/innen träumen davon, eines Tages im Museum zu arbeiten. Doch der Weg dorthin ist lang. Er setzt ein Volontariat voraus und der Wunsch nach einem unbefristeten Vertrag ist schwierig.

Anne Frey, 29 Jahre alt, ist frischgebackene Akademikerin mit Einser-Abschluss in Kunstgeschichte – und sie ist bereit, auf dem Weg zu ihrem Wunschberuf zunächst ein Volontariat zu absolvieren. Auch wenn sie dafür zwei Jahre in eine Kleinstadt in Schleswig-Holstein ziehen muss. Sie hat geschafft, wovon viele träumen. Sie arbeitet in einem Museum.

800 Volontäre tun es ihr gleich und sind in einem der zahlreichen Museen in öffentlicher oder privater Trägerschaft in Deutschland angestellt oder arbeiten in Kunstausstellungen, Galerien, bei Museumsgesellschaften oder Vereinen. Zu ihren Aufgaben zählen insbesondere das sogenannte Sammlungsmanagement, also die Verwaltung, Dokumentation, Sicherung und Pflege der Museumsbestände sowie deren wissenschaftliche Erschließung. Außerdem sind sie an der Konzeption, Organisation und technischen Vorbereitung von Ausstellungen beteiligt und betreiben Öffentlichkeitsarbeit, um die Ausstellungen und Sammlungen zu präsentieren.

„In dem Museum, in dem ich arbeite, dreht sich alles um einen kleinen, vor allem in der Region bekannten Künstler, der hier in der Kleinstadt gelebt und gewirkt hat“, erzählt Frey. Das Museum betreibe eine Stiftung, die aus dem Nachlass gegründet sei. Ihre Aufgabe: Die neben der ständigen Ausstellung drei Mal jährlich stattfindenden Sonderausstellungen zu organisieren. Und das bedeutet vor allem passende Themen zu finden und Exponate auszuwählen. „Dazu kommt dann noch das gesamte Veranstaltungsmanagement, die Katalogproduktion inklusive Texte schreiben, Marketing, Pressearbeit und so weiter.“

Anne Frey hat dafür Kunstgeschichte im Hauptfach auf Magister studiert, aber auch Historiker/innen, Archäolog/innen, Völkerkundler/innen und Geisteswissenschaftler/innen

anderer Fachrichtungen arbeiten in der Branche. Für den, der im Museum tätig sein möchte, gehört ein Hochschulstudium schlichtweg zum Pflichtprogramm. Da darf es dann gerne auch spezialisierter sein, mit einem Studium der Museumspädagogik oder des Bibliotheks- und Archivwesens. Und sogar Absolvent/innen naturwissenschaftlicher oder technischer Studiengänge können sich durch entsprechende Praktika qualifizieren.

„Relativ neu ist die Möglichkeit, mit einem Studium der Museologie den Weg in die Museumsarbeit zu bestreiten“, erzählt Tim Frerichs, Studienberater bei der Agentur für Arbeit in Osnabrück. Warum sammeln Menschen Gegenstände? Was sagen diese über die jeweilige Gesellschaft aus, wie sind sie entstanden, verbreitet und genutzt worden? Und wie werden sie in Museen bewahrt, erforscht und ausgestellt? Antworten auf diese Fragen zu finden und sie für ein interessiertes Publikum aufzubereiten lernen Studierende in diesem Studiengang. Wichtig sei es laut Frerichs, sich vorher gut über den jeweiligen Schwerpunkt zu informieren. „Wenn Museologie als Studiengang praxisorientiert an Fachhochschulen angeboten wird, so steht dort nicht so sehr die fachliche Auseinandersetzung im Vordergrund der Lehre, sondern oft vor allem die Organisation von Ausstellungen.“

Die älteste Taschenuhr der Welt

„Im Museumsbereich munkelt man bereits, dass die Absolventen der Museologie die Geisteswissenschaftler eines Tages verdrängen könnten“, sagt Stephanie Armer. Seit Anfang 2014 arbeitet die 31-Jährige als wissenschaftliche Volontärin am Germanischen Nationalmuseum in der Sammlung wissenschaftlicher Instrumente und Medizingeschichte, Waffen und Jagdkultur. Ihr bisheriges Hauptaufgabengebiet: Die Sonderausstellung zur ältesten Taschenuhr der Welt mitzukonzipieren und den dazugehörigen Ausstellungskatalog redaktionell mitzugestalten.

„Ich habe schon in der Mitte meines Studiums beschlossen, dass ich danach promovieren möchte. Also habe ich nach dem Abschluss drei Jahre als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Augsburg mitgearbeitet. Dass ich danach ins Museum gehen würde, war für mich kein Muss, ich hätte mir auch gut eine universitäre Laufbahn vorstellen können“, erzählt sie. „Ich habe also pro Semester zwei Lehrveranstaltungen gegeben und gleichzeitig meine Dissertation geschrieben. Auf die

Ausschreibung vom Germanischen Nationalmuseum habe ich dann einfach richtig gut gepasst und mich spontan beworben.“

Und wie sieht ihr Tagesablauf heute aus? „Gerade schreibe ich ein Konzept für die neue Ausstellung, mit dem dann auch wieder neue Gelder eingetrieben werden sollen.“ Außerdem baue sie eine Objektdatenbank mit möglichen Leihgaben auf. „Viele Arbeiten passieren aber auch auf Zuruf, dann prüfe ich Angebote und Schenkungen. Oder ich bearbeite Leihanfragen.“

Anne Frey und Stephanie Armer, zwei Volontärinnen, deren Aufgaben ähnlich scheinen und deren Arbeit doch ganz anders ist. Denn die eine arbeitet in einem Regionalmuseum, die andere ist an einem großen Haus beschäftigt. Wo ein Volontariat idealerweise abgeleistet werden sollte, hänge von den persönlichen Zielen der Bewerber/innen ab, weiß Tim Frerichs von der Arbeitsagentur. „Ich würde da zwischen jenen Bewerbern unterscheiden, die sehr wissenschaftlich arbeiten und denen, die eher zu Allroundern ausgebildet werden wollen.“ Erstere sollten sich laut Frerichs lieber in größeren Museen bewerben, da diese häufig eng mit Forschungseinrichtungen kooperieren, sodass man schon im Volontariat automatisch in ein Forschungsnetzwerk hineinkomme und dann auch Perspektiven habe, langfristig in einer anderen Einrichtung unterzukommen. „Was hier zählt, ist der Anspruch, den das Museum an die Projektarbeit stellt.“

In einem kleineren Museum, weiß Frerichs, sind andere Dinge wichtig. „Wer hier ein Volontariat macht, trägt eine hohe Eigenverantwortung, lernt viel im Bereich Ausstellungsgestaltung und -organisation, was für spätere Jobs in vergleichbar großen Museen eine gute Voraussetzung ist.“ Denn dort, so Frerichs, zähle nicht, auf welchem Kongress man teilgenommen und welche Vorträge man gehalten habe, sondern wie viel Projektverantwortung einer gehabt hat und ob man Ausstellungen selbstständig organisiert hat.

Promotion häufig gefordert

Häufig aber fällt die Qual der Wahl ohnehin flach, denn nur wenige Bewerber/innen haben wie Armer die Möglichkeit, in einem großen Museum unterzukommen. Die meisten sind wie Frey in einem Museum mit regionalem Bezug beschäftigt. „Ich hatte ja schon Glück, dass ich

das Volontariat überhaupt bekommen habe“, sagt Frey. Schließlich sind 200 Bewerber/innen auf einen der begehrten Volontariatsplätze keine Seltenheit und selbst Bewerberzahlen im vierstelligen Bereich sind möglich. Kein Wunder, schließlich ist ein Volontariat die einzige Eintrittskarte für die spätere Anstellung im Museum. „Und auch bei so einem kleinen und eher unbekanntem Museum hatte ich 150 Mitbewerber, viele davon hatten sogar vorher schon promoviert“, erzählt sie. Denn eine Absurdität der Museumsbranche ist, dass kaum eine Stellenanzeige ohne das Wort Promotion auskommt. Und das obwohl der Arbeitskreis Volontariat vom Museumsbund in einer Umfrage herausgefunden hat, dass 90 Prozent der Volontäre in Deutschland gar keine Promotion haben. „Im Germanischen Nationalmuseum ist es tatsächlich Pflicht, die Dissertation zumindest abgegeben zu haben, bevor man ins Volontariat startet“, erzählt Stephanie Armer. „Aber das ist eine große Ausnahme.“ Tim Frerichs ergänzt: „Je wissenschaftlicher das Museum vernetzt ist, desto wichtiger ist eine Promotion.“ Dementsprechend gelte vor allem für große Häuser, dass sie bereits vor Antritt des Volontariats eine abgeschlossene Promotion erwarteten, die je nach Ausrichtung des Museums auch in einem naturwissenschaftlichen oder technischen Fach erfolgt sein kann.

Armer hatte Glück: Sie promovierte zum Thema „Friedenswahrung, Krisenmanagement und Konfessionalisierung: Religion und Politik im Spannungsfeld von Rat, Geistlichen und Gemeinde in der Reichsstadt Ulm 1554-1629“ und passte damit perfekt auf die ausgeschriebene Stelle. Tim Frerichs von der Arbeitsagentur aber betont, dass die Promotion in den meisten Stellenausschreibungen alles andere als Pflicht ist und Bewerber/innen sich dadurch nicht abschrecken lassen sollten. „Wer sich in einem kleineren Museum bewirbt, das beispielsweise Regionalgeschichte für die breite Masse der Bevölkerung aufbereitet, der braucht nicht unbedingt eine Promotion, auch wenn diese in den Stellenausschreibungen häufig als wünschenswert mit aufgeführt ist“, sagt er.

Kaum freie Stellen

Eines steht fest: Wer sich für eine Karriere im Museum entscheidet, für den gehören Unsicherheiten auch nach Abschluss des Volontariates zum Alltag des Traumjobs. „Man kann das schon als prekäre Lage bezeichnen, wenn die Jobauswahl nach dem Volontariat nur aus Honorartätigkeiten oder einer befristeten Tätigkeit für maximal ein oder zwei Jahren besteht“, meint Frerichs. Fakt ist: Reguläre feste Stellen gibt es kaum. Neben zahlreichen Volontariaten sind vor allem Kuratoren-, also Führungsstellen ausgeschrieben. Jobs in der mittleren Ebene

gibt es nur wenige beziehungsweise sind sie auf Jahre hinaus besetzt. „Das ist schon richtiger Irrsinn, wenn man sieht, wie viele Aufgaben die Kuratoren zu bewältigen haben“, sagt Armer. „Da wäre ein weiterer Mitarbeiter gar nicht schlecht, aber dafür fehlt eben das Geld.“

Die Museen behelfen sich geschickt und haben längst Mischformen aus klassischer Anstellung und echtem Ehrenamt entwickelt. Hoch motivierte Menschen, meist Frauen, engagieren sich in Museen auf der Suche nach einer sinnvollen Aufgabe und auch, um ein kleines Zubrot zu einem bereits existierenden Einkommen zu verdienen. „Freie Mitarbeiter arbeiten vor allem in der Museumspädagogik“, berichtet Stephanie Armer. „Eine Chance auf einen Quereinstieg aber haben sie nicht, das halte ich für relativ aussichtslos.“ Manch einer sieht aber keine andere Möglichkeit, als die schlecht bezahlten Honorarverträge zu nutzen, um nach dem Volontariat am Museum zu bleiben. Für all jene hat sie einen Tipp. „Besser ist, einen Vertrag als assoziierter Wissenschaftler zu unterschreiben“, sagt sie. In diesem „Arbeitsverhältnis“ erhalte man zwar kein Gehalt, behalte aber einen Arbeitsplatz am Museum und könne die komplette Infrastruktur und die Bibliothek nutzen. „Und das Wichtigste: Man hat keine Lücke im Lebenslauf!“

Aber mal ehrlich, warum tut man sich diese Rahmenbedingungen an? Volontärin Stephanie Armer hat eine Erklärung. „Letzte Woche hatte ich die Gelegenheit, vor dem ältesten Globus der Welt von 1492 zu stehen und ihn direkt untersuchen zu dürfen. Der gehört auch in unsere Sammlung und war von einer Vitrine in eine andere umgelagert worden“, erzählt sie begeistert. „Das sind dann die Momente, in denen man so einen direkten Kontakt zu den Objekten hat, die vieles aufwiegen.“ Auf dem Globus stünden ganz viele Inschriften, zu denen es bereits eine Transkription gebe, berichtet sie weiter. Ziel der Untersuchung sei es gewesen, diese mit dem Original abzugleichen vor der Frage, ob man daraus ein neues Forschungsprojekt ableiten könne. „Und tatsächlich haben wir festgestellt, dass in der Transkription viele Fehler sind.“

Keine Frage, zu einem solchen Job gehöre eine große Portion Idealismus, das gibt Armer zu. „Aber man gerät da ja auch nicht unvorhergesehen hinein, sondern weiß, was auf einen zukommt“, sagt sie. Wer ein geisteswissenschaftliches Studium absolviere, wisse schließlich bereits zu Beginn, dass der Arbeitsmarkt nicht der einfachste sei, meint die 31-Jährige. Die geringe Bezahlung im Volontariat sei für sie noch in Ordnung. Sie stört sich vor allem an den fehlenden Perspektiven in der Zeit nach der Ausbildung. „Mit zwei Jahren Volontariat kann

ich gut leben, aber für die Zeit danach sollte mehr Planungssicherheit geschaffen werden und mehr feste Stellen, die für junge Menschen wie uns auch in Frage kommen.“

Mit Geisteswissenschaften ins Verlagswesen

Autor: Jürgen Gauert

Eine Arbeit im Lektorat ist nicht die einzige Tätigkeit in Buchverlagen, in denen Absolvent/innen der Geisteswissenschaft sich einbringen können. Sondierte man Stellenanzeigen aus dem Verlagswesen, ist man von der Palette der Möglichkeiten überrascht.

Gelesen haben wir als Kinder alle und viele greifen heute noch regelmäßig zu einem gedruckten oder inzwischen auch digitalen Buch. Sie wollen sich durch die Lektüre anregen, inspirieren oder unterhalten lassen. Manche Leserinnen und Leser mit geisteswissenschaftlichem Background überlegen sogar, eine berufliche Karriere im Verlagswesen anzustreben. An Inhalt und Sprache eines Buchtextes zu feilen, Konzeptentwürfe für ein ansprechendes Titelbild und Layout zu entwickeln und neuen Publikationen zu Resonanz verhelfen – das sind nur einige der vielen Aufgaben, die sie in einem Verlagshaus erwarten.

„Verlage bereiten geistigen Schöpfungen einen Markt, sie sind Kulturvermittler und Wirtschaftsunternehmen zugleich“, charakterisiert der Börsenverein des Deutschen Buchhandels auf seiner Internetseite die Branche und räumt ein, dass Absolvent/innen der Geisteswissenschaft in diesem interessanten, anspruchsvollen und facettenreichen Berufsfeld gute Chancen und Möglichkeiten zur Entwicklung haben.

Zunächst etwas Statistik: Bundesweit gab es 2015 rund 2.200 Verlage, die insgesamt rund 80.000 Titel in Erstauflage herausbrachten. Die Belletristik stand an erster Stelle, gefolgt von Kinder- und Jugendbüchern, Reiseführern, Ratgebern, Kunst und Musik. Bücher mit Inhalten aus Naturwissenschaften, Technik, Sozialwissenschaft, Recht oder Wirtschaft waren weniger zahlreich vertreten. Im Verlagswesen gab es laut Angaben der Bundesagentur für Arbeit im

Jahr 2015 119.473 sozialversicherungspflichtig Beschäftigte. Mehr als die Hälfte davon waren weibliche Angestellte. Allerdings werden in dieser Statistik nicht nur die Buch-, sondern auch die Zeitungs- und Zeitschriftenverlage berücksichtigt.

Eine vorgeschriebene Ausbildung, um dort beispielsweise eine Anstellung als Lektor/in oder Redakteur/in zu finden, gibt es im Gegensatz zu vielen anderen Berufsfeldern nicht. Eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Mitarbeit in einem Verlag ist jedoch ein ausgeprägtes Interesse an literarischen Werken. Dabei genügt es nicht, nur viel und gern zu lesen. Bei einer Bewerbung ist auch Verständnis für ökonomische Vorgänge und Veränderungen der jeweiligen Marktsituation ein deutlicher Pluspunkt. Darüber hinaus schadet es nicht, auch technisch versiert zu sein, was zum Beispiel den wachsenden Markt der E-Books betrifft oder die redaktionelle Aufbereitung von Produkt- und Katalogseiten für das Internet.

Der prüfende Blick

Eine der bekanntesten und zugleich gefragtesten Positionen ist die der Lektorin beziehungsweise des Lektors. Die Einsatzfelder sind breit gestreut. Er/sie sucht nach geeigneten Autorinnen und Autoren, unterbreitet der Verlagsleitung Vorschläge adäquater Manuskripte zur möglichen Aufnahme in das Programm und begleitet den Entstehungsprozess hin zum käuflich erwerbbaaren Buch von der ersten Durchsicht des eingereichten Textes bis hin zur Druckfreigabe. In diesem Berufsfeld tätige Akademiker/innen kommen in Belletristikverlagen beispielsweise aus der Germanistik, Literaturwissenschaft und Linguistik. Fachlektor/innen in wissenschaftlich ausgerichteten Verlagshäusern haben zumeist ein Studium in ihrem geforderten Fachgebiet erfolgreich abgeschlossen (wie Neuere Geschichte, Romanistik, Anglistik, Archäologie, Musikwissenschaft, Sportwissenschaft, Biologie, Geographie etc.).

Eine, die es geschafft hat, ist die Lektorin Anke Lehmkühler. Sie fand in der Belletristikabteilung eines in München beheimateten Buchverlages eine Anstellung. Sie studierte Germanistik und Philosophie, liebt nach eigener Aussage erzählte Geschichten und strebte bereits während ihrer Hochschulausbildung eine Tätigkeit in der Verlagsbranche an. Den beruflichen Einstieg fand sie nach dem Master über ein dreimonatiges Praktikum in einem Verlag für Kinderbücher, für das sie sich initiativ beworben hatte. „Danach stieß ich auf eine Ausschreibung für ein Volontariat in einem Münchner Publikumsverlag“, berichtet

sie. „Dort konnte ich von erfahrenen Kolleginnen und Kollegen lernen, wie man an eine Textarbeit herangeht. Und ich erfuhr, was sonst noch alles zur Arbeit einer Lektorin dazugehört und das ist eben nicht nur die Zusammenarbeit mit den Autorinnen und Autoren.“ Zu ihren Aufgaben gehört auch das Projektmanagement, das heißt die Steuerung der verschiedenen Phasen einer Neuveröffentlichung. Und die beginnt, wenn sie aus dem Stapel eingereichter Manuskripte einen Text herausgefischt hat, dessen Veröffentlichung ihr lohnenswert erscheint. Eine erste kurze schriftliche Beurteilung steht dann an, die sie an die Programmabteilung weiterreicht. Erst nach der redaktionellen Entscheidung, ob man sich von dem vorliegenden Manuskript auch tatsächlich Verkaufschancen und somit einen Erfolg verspricht, wird der Kontakt zu der Autorin beziehungsweise dem Autor aufgenommen und ihr oder ihm ein Angebot zur Veröffentlichung unterbreitet. Andernfalls gibt es eine nüchterne, schriftliche Absage wie „Wir haben festgestellt, dass Ihr Buch nicht in unser Verlagsprogramm passt.“ Erläuterungen von Seiten des Lektorats zu Inhalt und Stil der eingereichten Manuskripte sind unüblich. Schließlich möchte man sich nicht auf Diskussionen mit den von der Absage enttäuschten Autorinnen und Autoren einlassen. Stieß der Text jedoch auf Interesse, muss er nicht nur kritisch gelesen, sondern auch mit Anmerkungen und Verbesserungsvorschlägen versehen werden. Hinzu kommt die Koordinierung mit den Buchgestaltern – was unter anderem das Titelbild betrifft –, aber auch das Verfassen des Klappentextes. Das ist der auf der Buchrückseite erscheinende Werbetext, der auch auf der entsprechenden Produktseite im Internet übernommen wird.

Mit Fingerspitzengefühl

Als Lektorin oder Lektor tätig zu sein geht weit darüber hinaus, als sich nur der Arbeit am Text zu widmen und so sind die Aufgaben vielseitig. „Das Lektorat etwa eines Romans beschränkt sich ja nicht nur auf eine Stilanalyse“, erläutert Anke Lehmkühler. „Es umfasst auch die Prüfung einer glaubhaften Entwicklung der Figuren. Ebenso gehört das Aufdecken logischer Mängel dazu, beispielweise wenn die Titelheldin auf einmal auf Seite 245 intensiv in einer französischen Zeitung liest, obwohl sie auf Seite 35 behauptet hat, außer Englisch keine andere Fremdsprache zu beherrschen.“ Was die Lektorin an ihrer Arbeit schätzt, ist der direkte Kontakt zu den Autoren/innen. „Ich bin ja quasi die Perspektive von außen“, berichtet sie. „Es ist für mich immer wieder ein aufregender und spannender Prozess, wenn sich die Geschichte und die Charaktere während des Lektorats in bestimmten Details verändern. Diskussionen mit den Autoren gehören naturgemäß dazu, aber schließlich haben wir das

gleiche Ziel. Wir wollen die beste Version des Romans herausarbeiten, um möglichst viele Leserinnen und Leser zu erreichen.“ Meinungsverschiedenheiten gehören dazu und die Lektorin versucht dann ganz sachlich darzustellen, wieso eine bestimmte Veränderung die Wirkung der Story verstärkt. Fingerspitzengefühl im Umgang mit den Autoren/innen ist somit ein wichtiges Soft-Skill ihrer Arbeit.

Einen Ratschlag für Neueinsteiger/innen in den Berufszweig Lektorat gibt sie auch: „Selbst wenn es nicht vorgeschrieben ist, ein spezielles Praktikum zu absolvieren, um später in einem Verlag arbeiten zu können, sollte man diese Möglichkeit nutzen, um die einzelnen Tätigkeitsfelder kennenzulernen. Dadurch bekundet man bei einer späteren Bewerbung ein ernsthaftes Interesse an dem ausgeschriebenen Verlagsjob. Außerdem sind Praktikumsstellen vergleichsweise einfach zu erhalten. Und ohne ein solches Praktikum hat man nach meiner Erfahrung bei einer Bewerbung auf eine Festanstellung keine echte Chance, wenn man nicht bereits einen anderen Verlag von innen gesehen hat.“

Wer ist Kluftinger?

Schaut man sich die Stellenanzeigen an, in denen Lektorinnen und Lektoren gesucht werden, stieß man vor einiger Zeit unter anderem auf ein Inserat der Verlagsgruppe Random House. Gesucht wurde ein (Junior)-Lektor (m/w) für den Goldmann Verlag. Die Anforderungen waren vielseitig. Vorausgesetzt wurden sowohl ein abgeschlossenes Hochschulstudium der Geisteswissenschaft (ohne besondere Spezifizierung) als auch ein abgeschlossenes Volontariat in einem Publikumsverlag. Erwartet wurden zudem Erfahrungen im nationalen und internationalen Autorenmarkt sowie gute Kenntnisse in der Belletristik. Es folgte eine Auflistung von – in der Anzeige so benannten – Herausforderungen an die möglichen Kandidaten/innen: Mitarbeit bei der Autoren- und Projektakquise, Zusammenarbeit mit Autoren und literarischen Agenten, Prüfung von Manuskripten, Erstellung von Klappen-, Vorschau- und Vertretertexten, Vorschläge zur Cover-Gestaltung sowie Erfahrung mit Hardcover/Taschenbuch/digitalen Ausgaben und anderen Medienformen. Zu den Soft-Skills gehörten Planungs- und Organisationsvermögen, außerdem eine sehr gute Stil- und Sprachsicherheit. Gute Englischkenntnisse waren wünschenswert.

In vergleichbaren Jobinseraten ähneln sich die Angaben und wem dann im Bewerbungsgespräch folgende Fragen gestellt werden „Welches Buch haben Sie zuletzt

gelesen und welchen Eindruck hatten sie davon?“ und „Kennen Sie Sebastian Fitzek und wer ist Kluftinger?“ darf nicht ins Stottern geraten. Man muss sich bei dem Berufswunsch Lektorin/Lektor in einem Publikumsverlag schon sehr gut auf dem aktuellen Buchmarkt auskennen und nicht zuletzt vor einigen Jahren „Das Parfum“ von Patrick Süskind gelesen haben. Sondern eben auch die derzeit sehr erfolgreichen Geschichten um den Kommissar Kluftinger oder einen aktuellen Psychotriller von Sebastian Fitzek.

Lektorinnen und Lektoren werden aber auch von Fachverlagen beschäftigt, die keine Belletristik im Angebot haben. Vor einigen Wochen suchte ein Kunstverlag in Passau eine/n Lektor/in mit einem Studienabschluss als Kunsthistoriker/in. Neben der Betreuung der Autoren/innen war auch das Redigieren von Übersetzungen ein Teil der Aufgaben ebenso wie die Vorbereitung der Layout-Erstellung anspruchsvoller Kunstbücher. In den diversen Jobbörsen fanden sich ähnliche Annoncen von Fachverlagen unterschiedlicher Ausrichtung, mit denen beispielsweise Psychologen/innen und Sozialwissenschaftler/innen angesprochen wurden. Sprachwissenschaftler/innen und Studierende von Anglistik und Romanistik werden in Anzeigen fündig, in denen Schulbuchverlage Mitarbeitende suchen. Und auch Musikwissenschaftler/innen sind von den Verlagen begehrt, wenn sie ein Interesse an dem Lektorat von Komponistenbiografien oder von musikpädagogischen Veröffentlichungen haben. Nicht zu vergessen die Schulbuchverlage, in denen man mit einem Lehramtsstudium (Deutsch, Englisch, Physik, Biologie etc.) ebenfalls gute Chancen für eine Festanstellung hat.

Trommeln für den Absatz

Wenn von den Lektoren/innen ein neues Buch zur Druckreife gebracht wurde, kommt eine andere Abteilung ins Spiel, die dafür Werbung macht – die Presse und Öffentlichkeitsarbeit. Kommunikationsfähigkeit, Überzeugungskraft und eine sehr gute Allgemeinbildung sind die Grundvoraussetzungen, um sich im Verlagswesen in den Bereichen Marketing und PR zu etablieren. Des Weiteren ist der sichere Umgang mit der deutschen Sprache unabdingbar genauso wie die Fähigkeit, Kontakte zu knüpfen sowie Netzwerke zu überregionalen Printmedien und der Fachpresse aufzubauen und zu pflegen. Und auch der Einsatz vor Ort steht auf der Agenda: Als kreatives Organisationstalent präsentieren und bewerben PR-Verantwortliche ihre Verlagsbücher auf Messen und anderen Veranstaltungen. Sie regen in Buchhandlungen Autorenlesungen an und sorgen dafür, dass bereits erfolgreiche

Schriftsteller/innen mit ihrem neuen Buch zu entsprechenden Literatur-Sendungen oder Talkshows im Fernsehen und im Hörfunk eingeladen werden.

So schrieb die Verlagsgruppe Droemer Knaur ein Volontariat in der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit aus. Vorausgesetzt wurden ein abgeschlossenes Studium der Geisteswissenschaft oder des Journalismus sowie erste Einblicke in die Verlagsarbeit oder in anderen Medien- beziehungsweise PR-Bereichen durch ein mehrmonatiges Praktikum. Neben der allgemeinen Unterstützung der Pressearbeit war die Betreuung der internen Pressedokumentation eines der Betätigungsfelder. Zum Aufgabenbereich gehörte auch die Vermarktung von ausgewählten Einzeltiteln bei Spezial-Messen wie beispielsweise für Kinder- und Jugendbücher. Als wichtige Faktoren, über die Bewerber/innen verfügen sollten, wurden ausdrücklich Verlässlichkeit, hohe Belastbarkeit, Genauigkeit und Terminsicherheit genannt.

Vielleicht stößt der Bereich des Vertriebs auf Interesse? Hier steht die beständige Betreuung des Buch- und Einzelhandels an erster Stelle. Stärken in Kommunikation und Rhetorik befördern den Aufbau eines Kundenstammes und die nachhaltige Entwicklung in diesem Bereich. Gewissenhaftes Arbeiten, Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit gepaart mit einem Faible für Zahlen und Statistiken runden das Profil ab. Auch hier sind – und das zeigten verschiedene andere Jobofferten – Geisteswissenschaftler/innen willkommen.

Digitale Morde

Die digitalen Entwicklungen der vergangenen Jahre machten auch vor der Verlagsbranche nicht halt. Zwar sind gedruckte Bücher noch lange nicht out (und werden es niemals sein), sie bekamen aber Konkurrenz durch das E-Book, das auf Verkaufs-Plattformen im Internet erworben wird und dann auf einem entsprechenden digitalen Reader gelesen werden kann. Viele Verlage gingen dazu über, ihre Print-Bücher auch in einer digitalen Fassung zur Verfügung zu stellen, was einen Berufszweig hervorbrachte, der sich erst in den vergangenen Jahren manifestierte. Seitdem immer mehr auf Readern, Tablets oder Smartphones elektronisch gelesen und eben nicht mehr nur in einem Papierbuch, wurde das E-Book zu einem festen Bestandteil der Verlagsangebote. So suchte ebenfalls die Verlagsgruppe Droemer Knaur eine Volontärin oder einen Volontär für Digitales Publizieren. Hier werden

neue Aufbereitungs- und Vertriebsformen entwickelt, die auf die vielfältigen Möglichkeiten des E-Books abgestimmt sind.

Einer, der diesen Aufgaben bereits nachkommt, ist Thomas Henze, der nach einem Studium der Anglistik und Geschichte zunächst ein Volontariat bei einem Verlag für Reiseführer durchlief. Seit drei Jahren arbeitet er in der E-Book-Abteilung eines Berliner Verlages, der sich auf Kriminalromane spezialisiert hat. „Es ist ja nicht so, dass von der im Printbereich geplanten Neuveröffentlichung eine E-Book-Fassung erstellt wird, indem man die ursprüngliche Word-Datei mit nur wenigen Klicks in ein elektronisches Buch umwandelt“, berichtet er. Manchmal ist das E-Book auch die einzige Version, die veröffentlicht wird. „In unserem Verlag geben wir eine Reihe von Short-Storys heraus, die ausschließlich in digitaler Form vertrieben werden. Damit wollen wir hauptsächlich eine jüngere Zielgruppe ansprechen, die zwar gerne liest, sich aber den Anforderungen eines 300-Seiten-Buches nicht stellen möchte, weil sie kürzere Storys bevorzugt.“

Diese E-Book-Only genannte Form des Buchvertriebs, die auch längere Texte umfassen kann, setzt wie bei Büchern im Printbereich zunächst die klassischen Lektoratstätigkeiten voraus. Dann gabelt sich der Weg. Nicht die Fertigstellung eines gedruckten Buchs steht an, sondern die digitale Version. „Hier geht es auch um die äußere Gestaltung unseres digitalen Labels“, erläutert Thomas Henze. „Auch E-Books brauchen Seitenumbrüche und Kapitelüberschriften sowie ein ansprechendes Text-Layout. Es sind aber vor allem die Besonderheiten digitaler Produktentwicklung, die mich beschäftigen. Das beginnt beim zielgruppengerechten Cover bis hin zu der Frage, wie die Leseprobe inhaltlich aufgebaut wird. Sie ist ein äußerst wichtiges Marketinginstrument. Bei allen Plattformen, auf denen man E-Books kaufen kann, ist es möglich, sich circa zehn Prozent des Textes kostenlos herunterzuladen, bevor man sich zu einem Kauf entschließt. Es ist also wichtig, dass der Leser von Beginn an gefesselt wird, damit er am Ende der Leseprobe auf den weiteren Verlauf der Handlung neugierig geworden ist und auf den Kaufbutton drückt.“

Zu Henzes weiteren Aufgaben gehört die Betreuung der Community, die sich auf der Internetseite des Verlages in einem Forum austauscht. „Hier werden Fragen gestellt, es wird Kritik geäußert, auch Lob bekommt man zu hören und es wird sich nach dem nächsten Buch des Autors erkundigt“, berichtet er. Hier ist Thomas Henze als einer der Verlagsverantwortlichen für Digitales Publizieren gefragt, Antworten zu geben und dafür zu

sorgen, dass Neuveröffentlichungen im Forum mit ansprechenden Texten beworben werden. „Für diesen Job muss man schon ein großes Interesse für innovative digitale Medienvermittlung und Kommunikation mitbringen sowie eine ausgeprägte Affinität zu allen Online-Themen, insbesondere Social Media.“ Schließlich gilt es, das Verlagsangebot in den verschiedenen Internet-Kanälen offensiv zu bewerben.

In diese Richtung stieß eine vom Carl Hanser Verlag ausgeschriebene Stelle. Gesucht wurde ein/e Online-Marketing-Manager/in, gerne auch mit geisteswissenschaftlichem Hintergrund. Zum Aufgabengebiet gehörten Konzeption und Monitoring von Online-Marketingkampagne. Hinzu kamen Community-Marketing, darunter die Umsetzung von Facebook-Aktionen, Pflege des Kontakts zu Buch-Bloggern, sowie die Weiterentwicklung der Verlags- und Autorensseiten im Internet.

Trend-Scouts im Buchmarkt

Ein geisteswissenschaftlicher Hochschulabschluss war auch von Vorteil, als es um den Posten einer Redakteurin beziehungsweise eines Redakteurs für das Verlagsprogramm ging. So suchte der Ernst Klett Verlag, ein führender Anbieter von Medien zum Sprachenlernen und -nachsprechen, vor einiger Zeit eine/n Redakteur/in und Projektmanager/in in Deutsch als Fremdsprache (DaF). Wer sich dafür bewerben wollte, sollte über Unterrichtserfahrung im Bereich DaF zum Beispiel an der Volkshochschule, bei öffentlichen und privaten Trägern oder an Universitäten verfügen sowie Projektmanagementenerfahrung vorweisen können. Als Studienfächer wurden Linguistik und/oder Sprachwissenschaften genannt, als besondere Fähigkeiten fundierte und reflektierte Didaktikkenntnisse.

Wenn man sich mit den Möglichkeiten der Mitarbeit im Verlagswesen beschäftigt, fällt der Blick auf weitere Tätigkeiten, an die man zunächst vielleicht nicht gedacht hat. Einer davon ist der Beruf des Programmplaners. In Verlagen ist er für die inhaltliche und strategische Programmentwicklung verantwortlich. Durch eine systematische Markt- und Konkurrenzbeobachtung schlägt er der Geschäftsführung vor, in welche Richtung sich das Verlagsangebot entwickeln könnte. Hier gilt es literarische Trends zu beobachten und gegebenenfalls in eine eigene Buchreihe fließen zu lassen. Je nach Ausrichtung des Verlages wird eine geisteswissenschaftliche Qualifikation gefordert und die wurde auch in einer Jobanzeige eines Hamburger Unternehmens genannt, in der es um eine/n Mitarbeiter/in im

Bereich Lizenzen ging. Die Lizenzabteilung ist unter anderem für alle Tätigkeiten verantwortlich, die zum Verkauf von Rechten im Bereich Film, Fernsehen und Hörbuch gehören einschließlich der Vor- und Nachbereitung von Kundenterminen und Buchmessen.

Ein weiterer Aufgabenbereich im Verlagswesen ist der eines/r Texter/in und Konzeptioner/in. Zu den Arbeitsabläufen gehört die eigenständige inhaltliche und organisatorische Betreuung von Verlagsvorschauen inklusive Verfassen und Abstimmen der Marketingtexte, das Texten von Anzeigen für die Zielgruppen Handel oder Leser sowie die Konzeption für Werbemittel wie Leseproben, Plakate und Displays. Auch an der Entwicklung und Umsetzung neuer Ideen für Werbemittel sollten Bewerber/innen Interesse haben.

Mode und Musical

Ein ebenfalls wenig bekannter Tätigkeitsbereich für Geisteswissenschaftler/innen ist die Mitarbeit in Theaterverlagen, die die Aufführungsrechte von Opern, Operetten und Musicals sowie Schauspielen und Stücken für das Kinder- und Jugendtheater besitzen. Und dabei geht es nicht nur um die Genehmigung von Aufführungsverträgen. Die neuen und alten Bühnenwerke müssen auf der verlagseigenen Homepage beziehungsweise im gedruckten Verlagskatalog beworben werden. Auch ein enger Kontakt mit den Intendant/innen und Dramaturg/innen der deutschen Theater ist unerlässlich, um sie über neue Stücke zu informieren und für eine Aufführung zu werben. Gute Chancen hat hier jemand mit den Studienfächern Theater- oder Musikwissenschaft. Man muss sich allerdings sehr gut in der deutschen Theaterszene auskennen, regelmäßige Aufführungsbesuche sind obligatorisch, um hier den Einstieg zu schaffen.

Und schließlich gibt es noch den florierenden Bereich der Zeitschriften und Magazine. Wer bei Focus, Spiegel, Stern und Co. arbeiten möchte, braucht in den meisten Fällen einen journalistischen Background. Hier ist aber auch eine Bewerbung als Geisteswissenschaftler/in möglich (und sie wird in Anzeigen als Qualifikation gelegentlich auch angegeben), wenn man das hat, was im Verlagswesen eine „gute Schreibe“ genannt wird. So offerieren auch Special-Interest-Zeitschriften, die sich mit Kultur, Kunst, und Theater beschäftigen, immer wieder entsprechende Jobs. Vor wenigen Wochen suchte beispielsweise die Filmzeitschrift „Cinema“ nach einer Mitarbeiterin beziehungsweise einem Mitarbeiter für die Redaktion. Vorausgesetzt wurde ein Studium des Journalismus beziehungsweise der Medien-, Sozial- oder

Geisteswissenschaft. Auch der Bauer Medienverlag bot auf seiner Internetseite etliche Jobs (und Praktika) mit einem absolvierten Hochschulstudium an, das Geisteswissenschaftler/innen mit erster journalistischer Erfahrung nicht ausschloss. Ob man allerdings für Hochglanz- und Frauenmagazine rund um die Themen Mode, Promi-News, Diäten und Kochrezepte arbeiten möchte, steht auf einem anderen Blatt.

So ergibt sich von der ersten Sichtung des Manuskripts bis zur abschließenden Vermarktung eine interessante Kette von Einsatzmöglichkeiten für Akademiker/innen mit geisteswissenschaftlichem Background, und das beschränkt sich eben nicht nur auf das Aufgabengebiet des Lektorats: Herstellung, Redaktion, Vertrieb, Marketing, Programmgestaltung, digitaler Content sowie Presse- und Öffentlichkeitsarbeit bieten viele Möglichkeiten.

Der Einstieg in den Markt ist jedoch hart umkämpft und selbst wenn man gute Voraussetzungen für eine Stelle mitbringt und sie auch bekommt, kann es sein, dass man zunächst nur ein vergleichsweise geringes Gehalt bezieht, so wie es bei Berufseinsteigern/innen leider in der gesamten Kreativbranche üblich ist. Aussichtslos ist es aber nicht, im Verlagswesen Fuß zu fassen. Auch hier gilt es wie so oft, die richtige Nische zu finden, in die man seine persönlichen Talente, Kenntnisse und Fähigkeiten sowie auch seine Liebe zur Literatur einbringen kann.

* * *

Sie sind Geisteswissenschaftler/in und die Online-Jobbörsen spucken kaum Stellen für Sie aus? Dann schauen Sie in unsere Infodienste!

Jede Woche werten unsere Arbeitsmarkt-Expert/innen den Stellenmarkt aus – neben zahlreichen Onlinebörsen haben wir Hunderte Fachmagazine und Tageszeitungen im Blick. Die Jobs sortieren wir nach Berufsfeldern und Ort. So erhalten Sie schnell einen Überblick, finden die „Schätze“ unter den Stellenanzeigen und können so zielgerichtet über den persönlichen Tellerrand schauen.

Vielleicht eröffnet sich für Sie mit dem Infodienst ja auch ein Tätigkeitsfeld, das Sie vorher gar nicht im Blick hatten? In unserem mehrseitigen redaktionellen Teil analysieren wir aktuelle Entwicklungen in bekannten und neuen Berufsfeldern.

Wir bieten Ihnen jede Woche:

- * Eine Übersicht über 400 bis 500 aktuelle und qualifizierte Stellen speziell für Geistes- und Sozialwissenschaftler/innen in Deutschland, Österreich und der Schweiz
- * Branchenspezifische Hintergrundberichte, zum Beispiel über die Entwicklung neuer Berufsfelder und Tipps rund um das Thema Bewerbung
- * Terminhinweise zu Fachtagungen, Jobmessen und ausgewählte Fortbildungsangebote

Zusätzlich bieten wir unseren Abonnent/innen:

- * unsere kostenlose Bewerbungshotline (jeden Dienstag von 13.30 bis 15.30 Uhr)
- * Rabatte bei unseren WILA-Seminaren zu Schlüsselqualifikationen
- * Rabatte bei unseren Coaching-Angeboten
- * Teilnahme an unserem exklusiven Alumni- und Mentorenprogramm

Unser Schnupperabo

Sie kennen unseren WILA Arbeitsmarkt noch nicht? Dann schnuppern Sie rein und bestellen Sie jetzt 4 Ausgaben für 10 Euro. Das Probe-Abo für Erstabonnent/innen läuft automatisch aus.

Wer dabei bleiben möchte: Eine Ausgabe kostet für Einzelpersonen 4 Euro. Die Mindestbezugszeit dauert 16 Ausgaben. Sie zahlen also 64 Euro für diese Zeit. Danach kann das Abonnement jederzeit unter Einhaltung einer Frist von vier Wochen schriftlich gekündigt werden.

Sie können den Rechnungsbetrag an uns überweisen oder uns zur Abbuchung der Bezugsgebühren unten eine Einzugsermächtigung von Ihrem Konto erteilen.

Ermäßigungen für Studierende und ALG II-Empfänger/innen sind möglich: Bezieher/innen von Arbeitslosengeld II können die Zeitung zu dem ermäßigten Bezugspreis von 2,65 EUR und Studierende zu dem ermäßigten Bezugspreis von 3,45 EUR je Ausgabe beziehen.

Bitte lassen Sie uns einen entsprechenden Nachweis (Kopie des Bewilligungsbescheides bzw. der Studienbescheinigung) per Email an aboservice@wilabonn.de, per Fax (0228/20161-11) oder per Post (Anschrift siehe Impressum) zukommen. Sie können die Bescheinigung auch nachreichen. Wir werden nach Erhalt den Bezugspreis entsprechend anpassen.

Noch mehr Informationen über unser Angebot sowie ein Probeexemplar im PDF-Format erhalten Sie unter:

www.wila-arbeitsmarkt.de/abo/

Wer wir sind

Es sind zentrale gesellschaftliche Herausforderungen, denen sich der Wissenschaftsladen Bonn (WILA Bonn) seit 1984 mit seiner Arbeit widmet: der gigantische Flächenverbrauch, die Energiewende, nachhaltige Arbeitsfelder, soziale Gerechtigkeit, um nur einige zu nennen. Solche Herausforderungen lassen sich nur dann meistern, wenn die Wissenschaft sie zu ihrem Thema macht, und die Bürger/innen auch komplexe Sachverhalte so gut verstehen, dass sie in der Lage sind, entsprechend zu handeln. Das ist die Schnittstelle, an der der WILA Bonn arbeitet.

Der Wissenschaftsladen Bonn e.V. ist ein gemeinnütziger Verein, der Kosten deckend, aber nicht Gewinn orientiert arbeitet. Die Einrichtung als Ganze erhält keine institutionelle Förderung. Lediglich für sein Bildungszentrum bekommt der WILA Bonn eine regelmäßige Teilförderung, da er anerkannter Träger der Weiterbildung nach Landesweiterbildungsgesetz NRW ist.

Wir finanzieren unsere Arbeit im Wesentlichen durch Informations-, Mess- und Beratungs-Dienstleistungen, durch Kurse, Seminare und Vorträge des Bildungszentrums sowie durch Drittmittel-Projekte. Gefördert werden die Projekte des WILA Bonn u.a. von der EU-Kommission, Bundes- und Landesministerien, Bundesämtern und Fördernetzwerken wie z. B. dem KlimaKreis Köln, Stiftungen sowie einzelnen Kommunen.

Impressum:

Wissenschaftsladen Bonn e.V. (Hrsg.)
Reuterstraße 157
53113 Bonn

www.wilabonn.de

www.wila-arbeitsmarkt.de

Redaktion: Benjamin O’Daniel / Jürgen Gauert

E-Book-Konvertierung: Jürgen Gauert

Covergestaltung: Ralf Friedrich

Fotonachweis Coverphoto: Fabian Stürtz

Veröffentlichung: Mai 2017

Kontakt zur Redaktion der Informationsdienste Arbeitsmarkt:

redaktion@wila-arbeitsmarkt.de

Kontakt zur Abonnentenbetreuung der Informationsdienste Arbeitsmarkt:

Karin Chlupaty

Tel. (0228) 201 61-15

aboservice@wilabonn.de

Sekretariat:

Andrea Böttcher Tel. (0228) 201 61 40

andrea.boettcher@wilabonn.de

Dieses E-Book ist nicht kopiergeschützt und darf gerne weitergegeben werden.

